

## Form und Bedeutung der Personalpronomina.

Vom Oberlehrer Dr. Otto Badke.

Und was in schwankender Erscheinung schwebt,  
Befestiget mit dauernden Gedanken.  
Faust. Prolog.

**D**ie Personalpronomina geben hinsichtlich ihrer Form und ihres syntaktischen Gebrauches Veranlassung zu einer Fülle interessanter Fragen, die zu lösen sich der Sprachforscher in hohem Grade versucht und angereizt fühlen muss. Es fehlt daher über diese Gegenstände auch nicht an Spezialuntersuchungen; die meisten derselben indess beschränken sich auf Einzelsprachen, bestimmt abgegrenzte Entwicklungsstadien derselben, oder solchen angehörende Schriftsteller und Einzelwerke. So wertvoll solche Arbeiten für den Grammatiker sind, insofern sie den Sprachgebrauch einer bestimmten Zeit oder eines einzelnen Schriftstellers feststellen und als Fundamentsteine für den Aufbau der historischen Grammatik einer Sprache dienen, so enthalten sie doch selten mehr als statistische Nachweise über das Vorkommen und Fehlen historisch überlieferten Sprachstoffes, oder über die Veränderungen, welche derselbe auf beschränktem Raume oder im Verlaufe gewisser Zeitabschnitte durchgemacht hat.

Auf den nachfolgenden Seiten ist der Versuch gewagt worden, über diese engen zeitlichen und räumlichen Schranken hinauszugehen, eine einzelne, weitverbreitete Spracherscheinung in möglichst vielen Sprachen einer Prüfung zu unterziehen, und auf diesem Wege vielleicht zu einer annehmbaren und befriedigenden Erklärung derselben zu gelangen. Die Untersuchung ruht hier freilich nicht immer auf dem wenigstens einigermaßen festen Grunde historischer Ueberlieferung; sie versucht Licht in eine Zeit zu werfen, die weit vor den Anfängen aller, auch der ältesten schriftlichen Aufzeichnungen liegt; sie soll das, was durch Zeit und Raum oft weit von einander getrennt ist, verknüpfen, und trägt daher vielfach den Charakter der Hypothese an sich.

Ausserhalb weniger von den indogermanischen und semitischen Sprachen fehlt es fast gänzlich an gründlichen und umfassenden Darstellungen einzelner Sprachen in Bezug auf ihren Bau und Wortschatz;<sup>1)</sup> und wo derartige Vorarbeiten vorhanden sind, sind dieselben doch oft so schwer zugänglich, dass auf ihre Benutzung von vorneherein verzichtet werden musste. Es kommt noch hinzu, dass wir die historische Entwicklung der Sprache nur bei wenigen Völkern genügend kennen. Bei den minder entwickelten Sprachen fällt dieser Umstand meines Erachtens

allerdings nicht so schwer in die Wagschale, da anzunehmen ist, dass ihr grammatischer Bau eben verwickelter sein müsste, wenn er grosse Veränderungen durchgemacht hätte. Das für eine solche Arbeit, wie die vorliegende, zu benützende Material ist daher vielfach aus Wortverzeichnissen und Grammatiken zu entnehmen, in denen der Wortvorrat in der hergebrachten Weise ohne tiefere Begründung des Einzelnen zusammengestellt ist. In umfassender Weise ist Friedrich Müller's gewaltiger „Grundriss der Sprachwissenschaft“ von mir benützt worden. Er ist das einzige Werk, das in übersichtlicher Weise die Sprachen aller Völker der Erde behandelt, soweit unsere Kenntnis derselben jetzt reicht. Ich habe dies Werk, da ihm häufig nur Einzelheiten aus dem Wortschatz einer Sprache entnommen werden, nicht überall besonders angeführt. Manche Anhaltspunkte boten auch die verschiedenen Werke über den Ursprung und die Entwicklung der Sprache, die seit W. v. Humboldt's und Bopps einschlägigen Arbeiten erschienen sind. Ueberall habe ich es mir zur strengsten Pflicht gemacht, das vorhandene Sprachmaterial, soweit es mir erreichbar war, als alleinigen Wegweiser zu benützen und nur durch dieses begründete Schlussfolgerungen zu ziehen.

Bei der Schwierigkeit und dem gewaltigen Umfange der gestellten Aufgabe bin ich mir dessen wohl bewusst, dass diese Untersuchung viel mehr mögliche als absolut sichere Ergebnisse zu Tage fördern wird, und dass sie vielfach nur das sehr zerstreute Material unter einem bestimmten Gesichtspunkte zusammenfasst. Es liegt einmal in der Natur der Verhältnisse, dass wir den Schleier, der die Vorzeit unseres Geschlechtes, sowie die Anfänge alles Gewordenen verhüllt, wohl an einzelnen Stellen lüften, aber nie ganz heben werden.

*Τ' ἀληθὲς ἀνθρώποισιν οὐχ ἐρίσκειται.*

Wenn wir die Beobachtung machen, dass z. B. im Französischen den Singularen „je, tu“ Plurale eines ganz anderen Stammes, nämlich „nous, vous“ entsprechen, und wir denselben Unterschied im Neuhochdeutschen „ich — wir, du — ihr“ wiederfinden; wenn wir ferner den Gegensatz der fr. Formen „je — me“ auch in den nhd. „ich — mich“ antreffen, so liegt die Frage nahe, ob diese Erscheinungen auch schon älteren Perioden dieser Sprachen angehören, oder ob wir in ihnen Neubildungen erkennen müssen. Verfolgen wir die nfr. Formen zurück, so gelangen wir über ältere Bildungen wie „jeo, io eo“ auf lat. „ego“; von „tu, nous, vous“ auf lat. „tu, nos, vos“; desgleichen erkennen wir die nhd. Nominative „ich — wir“, „du — ihr“ in den ahd. „ih — wir, du — ir, got. „ik — veis, þu — jus“ wieder. Ein Blick auf die älteren Sprachperioden zeigt uns ferner, dass der Wechsel von „je — me, ich — mich“, auch im lat. „ego — me, ahd. ih — mich, got. ik — mik“ vorliegt, also ererbt ist. Auch wenn wir die übrigen indogermanischen Sprachen daraufhin durchmustern, treffen wir fast ausnahmslos auf dieselbe Erscheinung, ja eine Umschau ausserhalb dieses Kreises führt in der Hauptsache zu demselben Resultat: Singular und Plural der Pronomina pers. der ersten und zweiten Person sind in den meisten Sprachen entweder stammverschieden oder beruhen auf Bildungen, welche von den zur Flexion der Substantiva verwandten wesentlich abweichen.

Die Untersuchung über den Grund dieser Erscheinung wird uns im Nachfolgenden beschäftigen.

Wir gehen nach einer kurzen Vorerörterung von der Untersuchung der Formen des Nomens aus. Auf diese Weise wird es uns gelingen, den formellen Unterschied zwischen Pronomen und Nomen klar zu erfassen. Die Form aber, als der überlieferte und gegebene Sprachstoff, kann uns auf den richtigen Weg zur Deutung des Inhaltes führen.

Ein apodiktischer Beweis, — wie Noiré ihn in seinem Buche über den Ursprung der Sprache, auf Geiger'sche Theorien gestützt, beizubringen meint, — wird sich wohl nie dafür führen lassen, dass die Sprachthätigkeit des Menschen in grauer Urzeit mit der Schöpfung einer bestimmten Klasse von Wörtern ausschliesslich begonnen habe. Auch darin scheint mir Noiré einen Missgriff zu thun, dass er erst dort den Namen „Sprache“ angewandt wissen will, wo „der Sprachlaut der die gemeinsame Thätigkeit begleitende Ausdruck des erhöhten Gemeingefühls ist“. (S. 333.)

Wenn die Fähigkeit zu sprechen, d. h. das Sprachvermögen einmal in der Natur des Menschen lag, oder — im Anschluss an die Darwin'sche Descendenztheorie, — in ihm, wenn auch nur in entwicklungsfähigem Keime vorhanden war in dem Augenblicke, wo er als besondere Gattung von den weniger entwickelten Tieren geschieden werden musste, so ist nicht recht einzusehen, weshalb der Mensch sein Sprachvermögen nicht ebenso leicht zur Wirklichkeit erhoben und praktisch bethätigt haben sollte, um der von körperlichem Schmerze bedrückten und von körperlicher Lust gehobenen Brust im Klagegeschrei oder Jubelruf Erleichterung zu verschaffen, ein Tier mit in das Gehör fallender Stimme, oder ein tiefe Eindrücke hervorrufendes Geräusch, wie das Rollen des Donners, das Brausen des Orkans, das Rauschen des Meeres durch Lautnachahmung zu benennen, oder endlich das Hindeuten mit der Hand auf einen Ort mit einem Ausruf zu begleiten, als um seine eigene, mit anderen Gleichgearteten gemeinschaftlich ausgeübte Thätigkeit durch Laute verständlich zu bezeichnen. Auf gegenseitiges Verständnis war selbst auf einer noch so niedrigen Stufe der Entwicklung bald zu rechnen; es wurde ermöglicht durch die in allen wesentlichen Punkten gleichartige Veranlagung der Individuen derselben Gattung. Nicht als ob ein erster Laut sein Echo gleich und überall bei andern Menschen gefunden hätte; dies war nicht einmal beabsichtigt. Aber unter Individuen, die durch Bande des Blutes zu einem engeren Zusammenleben geführt wurden, — und die Blutsverwandtschaft ist doch wohl auch unter Menschen das erste Band gewesen, das die Vereinigung mehrerer zur Verfolgung gleicher Interessen in der Familie, im Geschlecht, im Stamme hervorrief, — wurde ein solcher Laut infolge steter, annähernd gleicher Wiederholung allmählich in der Erinnerung befestigt, in bestimmtem Sinne verstanden, und diente in diesem Kreise zur Bezeichnung von Empfindungen, Thätigkeiten, Gegenständen, Orten. Eine lange Zeit des Lernens ist hier sicher anzusetzen. Ausserdem ist der Miene und Geste ohne Zweifel für jene Zeit eine grosse Bedeutung zur Herbeiführung gegenseitigen Verständnisses einzuräumen<sup>2)</sup>.

Die Noiré'sche Theorie enthält aber einen Gedanken, der, wie mir scheint, als unumstösslich sichere Thatsache gelten kann. Dieser Gedanke, der in den letzten Abschnitten des Buches überall hervortritt, wird von Noiré auf S. 384 in die Worte gefasst: „Eine Lichtschöpfung ist die Sprache“. Es ist wohl nicht zu leugnen, dass der die Anschauung vermittelnde Gesichtssinn, — der höchstentwickelte und bedeutungsvollste Sinn des Menschen, ein unerschöpflicher Quell für die Bildung von Begriffen und in Folge davon auch von Worten gewesen ist; durch ihn hat sich die Sprache vornehmlich entwickelt und bereichert. Aber meiner Ansicht nach hat Noiré den oben angeführten Satz zu einseitig auf die gemeinschaftliche menschliche Thätigkeit bezogen. Thätigkeit ist Bewegung, und die Wahr-

nehmung der Bewegung, welchen Ursprungs sie auch sein mag, erfolgt durch das Auge. Aber nicht nur dies; auch die Wahrnehmung von Gegenständen und Raumverhältnissen beruht auf dem Gesichtssinn.

Diese kurzen Andeutungen über den möglichen Ursprung der Sprache müssen hier genügen; sie wurden eingeschaltet, um ein vielleicht annähernd zutreffendes Bild von der Zeit zu geben, welche dem Zustande der Sprache vorausging, von welchem wir ausgehen.

Wenn wir in den indogermanischen Sprachen alle Elemente, welche entweder zur Stamm- und Wortbildung, oder zur Flexion verwandt worden sind, von den Worten abstreifen, so gelangen wir zu einem Rest, der formell in verwandten Worten überall in derselben Gestalt erscheint, in dem sich auch die Bedeutung aller Sprossformen in allgemeinsten Weise vereinigt. Diese Form wird als „Wurzel“ aller von ihr abgeleiteten Stämme, Worte und Flexionsformen bezeichnet. Ein ähnliches Verhältnis der vorhandenen Worte zu derartigen Urelementen lässt sich in allen Sprachen der Erde nachweisen, wofern sie über den Standpunkt der Wurzelbildung hinaus gekommen sind.

Versetzen wir uns nun in die Zeit zurück, in welcher eine, durch welche Gründe es auch immer veranlasst sein mochte, enger mit einander verbundene Gemeinschaft von Menschen bis zu der Stufe der Wurzelbildung gelangt war, und durch Wurzeln eine ihrem Anschauungskreise entsprechende Anzahl von Begriffen lautlich bezeichnete. Kein einziger Redeteil im Sinne unserer heutigen Grammatik kam in der Wurzel formell zum Ausdruck. Sie war noch eine „rudis indigestaque moles“, die, wie sich annehmen lässt, unter Begleitung von Gebärden, Zeichen und Körperbewegungen sowohl zur Bezeichnung der Thätigkeit, als des Ergebnisses derselben und auch des Thäters, andererseits aber auch zur Bestimmung des Ortes und Raumes dienen konnte. Verbum und Nomen, Einzahl und Mehrzahl, ruhten in dieser embryonalen Form noch vereint. Das ist der Zustand, in dem wir noch heute die meisten, hinsichtlich der Form wenig entwickelten Sprachen, namentlich die einsilbigen antreffen, bis zu dem wir aber auch selbst die höchstentwickelten, formenreichsten mit Sicherheit zurückverfolgen können.

Diese Wurzeln blieben in der Sprache entweder unverändert bestehen, oder wurden durch Form- und Begriffsdifferenzierung in den Stämmen zu verschiedenen Wortklassen weitergebildet. Wir übergehen diesen Vorgang. Für uns handelt es sich nur um die Beantwortung der Frage: „Auf welche Weise gelangte an den Wurzeln bzw. Stämmen die grammatische Kategorie der Zahl zur Darstellung?“ Verschieden gestaltete sich die Bezeichnung der Zahl, je nachdem jene Elemente in verbalem oder nominalem Sinne gebraucht wurden. Der Begriffsinhalt des Verbuns, die Thätigkeit, musste stets auf ein dieselbe ausübendes Subjekt bezogen werden, und nur an diesem kann eine Einheit oder Vielheit bezeichnet werden, während der Begriff der Thätigkeit sich der Scheidung in Einheit und Mehrheit entzieht. Die Bezeichnung des Numerus ist daher beim Verbum stets aufs engste mit der Bezeichnung der Person verbunden. Beim Nomen kann eine solche Beziehung auf die Person eintreten; sie ist aber nicht erforderlich. Hier ist es die Zahl, die Menge der Dinge, welche zuerst ins Auge fällt, und diese Auffassung wird beim Nomen grundlegend für die Unterscheidung einer Einheit und Vielheit.

Eine nicht unbedeutende Anzahl von Sprachen, namentlich von solchen, die einer reicheren Entwicklung der Formen entbehren, bietet uns trotzdem noch heute die merkwürdige Erscheinung, dass beim Substantivum die Kategorie der Zahl gar nicht zur Anwendung kommt; Plural und Singular unterscheiden sich der Form nach nicht. Dahin gehören die meisten australischen, afrikanischen, viele der amerikanischen und hinterindischen Sprachen, sowie das

Chinesische. „Aus dem Zusammenhange der Worte im Satze muss entschieden werden, ob das Nomen im Singular oder Plural zu fassen ist.“ (Fr. Müller, II<sup>2</sup> 372.) In der Sprache vom Lake Macquarie (Australien) bedeutet z. B. makoro sowohl „Fisch“ als „Fische“, kore sowohl „Mann“ als „Männer“. Unwillkürlich muss man sich hierbei fragen, welche Bedeutung solchen Formen vornehmlich zu Grunde liege, die singulare oder plurale.

Die polynesischen und malayischen Sprachen geben uns hierfür die beste Aufklärung. „In den polynesischen Sprachen bezeichnen jene Wortformen, welche als Nomina gebraucht werden einfache Vorstellungen von Gegenständen oder Zuständen, ohne Rücksicht auf Einheit und Mehrheit, doch liegt vermöge der dabei stattfindenden Unbestimmtheit die letztere viel mehr in denselben als die erstere, so dass die Mehrheit, wenn sie von der Sprache dargestellt werden soll, in den meisten Fällen gar keines besonderen Zeichens bedarf, und einfach aus der Konstruktion des Satzes erkannt werden kann, während die Einheit durch Zuhilfenahme gewisser Elemente gekennzeichnet werden muss.“ (Fr. M. II<sup>1</sup>, 16.) Ferner „bezeichnet in den malayischen Sprachen ein Nominalausdruck, der allein, ohne jede nähere Bestimmung dasteht, zunächst die Summe aller jener Individuen oder Dinge, welche unter den Begriff desselben fallen, also zunächst ein Kollektivum oder einen unbestimmten Plural“. (Fr. M. II<sup>1</sup>, 113.) Dasselbe lässt sich in gewissem Sinne von dem Substantivum in allen früher erwähnten Sprachen sagen. Aber wir brauchen gar nicht so weit in die Ferne zu gehen. Wenn im Englischen „man“ und „woman“, — der Form nach Singulare, — zur Bezeichnung der ganzen Gattung „Mensch“ und „Weib“, also auch als unbestimmte Plurale oder Substantive im kollektiven Sinne gebraucht werden, so haben wir hierin noch ein deutliches Bild jenes ursprünglichen Sprachzustandes. Auch im Latein und im Griechischen (namentlich bei Homer) wird das Substantivum ja noch oft genug in diesem Sinne gebraucht. Wir haben hier also eine Umkehrung des nach unserem modernen Sprachgefühl scheinbar natürlichen Verhältnisses: die Sprache gelangt vom ursprünglich im Substantivum enthaltenen Begriff der Menge zu dem der Einheit, — aber wie? Im Malayischen heisst z. B. *ada orañ di negri* „ist Mensch in Stadt“ d. h. „in der Stadt sind Menschen“. Um aus dieser Mehrheit eine Einheit zu bilden, bedienen sich jene Sprachen derselben Hilfsmittel, wie die modernen europäischen. Zahlen oder Pronominal-elemente werden mit dem Substantivum verbunden. Das Hawaische *kanaka* bedeutet „Mensch“ d. h. „Menschheit, Leute“. *He kanaka* „(he abgek. aus *kahi* = eins) ist „ein Mensch“ und *ke* (demonstr.) *kanaka* „der Mensch“. Bedeutet im Choctaw (Nordam.) *wak* „Kuh“ und „Kühe“ so wird daraus durch Verbindung mit dem Demonstrativum *at* ein wirklicher Singular: *wak at* gebildet.

In sehr vielen Sprachen ist indess die ursprüngliche Pluralbedeutung des Substantivums schon frühzeitig verwischt worden oder ganz verloren gegangen. Das blosse Wort wird hier wesentlich als Singular gebraucht und erhält erst durch Hinzufügung gewisser Sprachelemente plurale Bedeutung.

Wenn wir sagen: „Vor uns lag ein grosser, grosser Berg,“ so liegt in der Wiederholung des Adjektivums eine Steigerung des Begriffes „gross“, die sonst gewöhnlich durch „sehr gross“ ausgedrückt wird. Tritt eine solche Wiederholung beim Substantivum ein, so gleicht diese Verbindung der Addition von  $1 + 1 = 2$ ; sie kann also zur Bildung der Mehrzahl verwandt werden. So bilden die Buschmänner aus dem s. || *nōa* „Fuss“ den pl. || *nōa-* || *nōa*, aus s. *tu* „Mund“ den pl. *tu-tu*; javanisch s. *ratu* „Fürst“ pl. *ratu-ratu* „Fürsten“. Im allgemeinen aber ist diese Bildungsweise des Plurals selten anzutreffen; sie erfreut sich dagegen beim Verbum einer weiten Verbreitung zur Bildung der Tempusstämme.

Bei Stoffnamen, die zunächst den vorhandenen Stoff einer Art in seinem ganzen Umfange bezeichnen, pflegen wir im Deutschen die Ausdrücke „viel“ oder „wenig“ anzuwenden, um eine grössere oder geringere Menge desselben zu bezeichnen; so sagen wir „wenig Wasser“, „viel Gold“. Durch die Hinzufügung des Quantitätsbegriffes zu einem Substantivum entsteht auf diese Weise wohl die einfachste und klarste Bezeichnung einer unbestimmten Mehrheit und in der That bedient sich eine ganz bedeutende Zahl von Sprachen dieser Ausdrucksweise für die Pluralbildung. Das Chinesische, welches im allgemeinen den Plural unbezeichnet läßt, wendet doch diese Pluralbildung an, wo es zur Vermeidung eines Missverständnisses nötig ist; es bildet aus (2) njän „Jahr“ den pl. (4) šu (2) njän „viele Jahre“ = die Jahre. In den malayischen Sprachen, wo, wie wir oben sahen, das Substantivum an und für sich als Kollektivum, d. h. als unbestimmter Plural gebraucht wird, aus welchem der Singular erst durch Hinzufügung von Zahlwörtern oder Demonstrativstämmen hervorgeht, ist auch die Bezeichnung des Plurals durch Reduplikation und durch Hinzufügung von Quantitätsausdrücken in ausgedehntem Masse gebräuchlich. Ein Beispiel mag diesen Vorgang erläutern. Mal. *ōrañ* bedeutet zunächst „Mensch“ = Menschheit, Leute; daraus entsteht durch Vorsetzung von *sa* (für *isa*, eins) der *s. sa-ōrañ* „ein Mensch“, malagassisch durch Hinzufügung von *ni* (= *ini* „dieser, der“) *ni olonā* „der Mensch“. Daneben ist aber auch ein reduplizierter Plural in kollektivem Sinne vorhanden, z. B. mal. *radja-radja* „Könige“. Dayak: *badjañ-badjañ* „Hirsche“ und endlich in Verknüpfung mit einem Ausdruck für die Quantität: mal. *segala-negri* „Allheit der Städte“ *banjak-ōrañ* „Vielheit der Menschen“. Die für die Erkenntnis der Sprachentwicklung so hoch interessanten malayischen Sprachen haben also mehrere Bildungen zur Bezeichnung des Plurals ziemlich gleichberechtigt neben einander bewahrt; in ihnen hat ferner der blosser Substantivstamm neben der Bedeutung des Singulars auch noch die des Kollektivums festgehalten. Auch das Japanische besitzt die Reduplikation z. B. *s. kuni* „Land“ pl. *kuni-guni*. *s. jama* „Berg“ pl. *jama-jama* neben Ausdrücken wie *iro-iro-no fana*. (Art-Art-der Blume) wo die Pluralbildung durch Reduplikation des Quantitätsausdruckes noch verstärkt wird.

In allen bisher besprochenen Fällen hatten wir es mit der Bezeichnung einer unbestimmten Menge von Individuen durch den Plural zu thun. Wir nennen diese Plurale unbestimmte, weil durch dieselben wohl Individuen bezeichnet, diese aber nicht durch Hinweis auf eine gewisse Anzahl derselben räumlich von anderen derselben Gattung abgegrenzt, noch der Zahl nach genau festgestellt werden.

Das lat. *homines* ist anfänglich nichts anderes als ein solcher unbestimmter Plural von dem daneben auch noch zur Bezeichnung der ganzen Gattung, also einer Mehrheit von Individuen gebrauchten *homo*. Soll nun aber die Form *homo* nur ein einzelnes Individuum der Gattung bezeichnen, so muss eine nähere Bestimmung hinzutreten, die in der Gestalt eines Adjektivums ein mit besonderen Eigenschaften begabtes, sonst aber in keiner Weise lokalisiertes, vor Augen gestelltes Individuum aus der Gattung absondert, z. B. *vir probus patriam amat*. Dieser *vir* besitzt nur die Eigenschaft der Rechtschaffenheit, kann sich im übrigen aber an jedem Orte des Vaterlandes und in jedem Lande befinden. Dasselbe ist natürlich auch auf *viri probi* anwendbar. Genau bestimmt, so dass es mit keinem anderen Individuum seiner Gattung mehr verwechselt werden kann, wird ein Einzelwesen erst dadurch, dass ich auf dasselbe mit dem Finger zeige, es für den Gesichtssinn wahrnehmbar mache, es lokalisiere. Diese Lokalisierung vollzieht sich, — uranfänglich mit begleitender Handbewegung — durch Beifügung eines Demonstrativums, welches das Auge gleichsam darauf hinlenkt und den Ort bezeichnet, an dem sich das einzelne Individuum oder die

einzelnen Individuen befinden, welche aus der ganzen Gattung ausgesondert werden sollen. In diesem Sinne sind hic (ille) homo, hi (illi) homines die keinen Zweifel mehr gestattenden, keine Verwechslung zulassenden Ausdrücke für einen bestimmten Singular und Plural. Hat nun aber auch dem nfr. les hommes = illi (illos) homines ursprünglich diese bestimmte Bedeutung innegewohnt, so ist dieselbe doch wieder allmählich verblasst und abgeschwächt worden und das, was wir jetzt einen bestimmten Plural zu nennen gewöhnt sind, ist in der That ein solcher nicht mehr. Jenem oben erwähnten hi (illi) homines würde heute ces hommes entsprechen. Bekannt ist es, dass sich nach der Annahme vieler Sprachforscher derselbe Vorgang, den wir hier an einer Sprache mit analytischer Formenbildung beobachtet haben, schon einmal in den älteren idg. Sprachen, deren Formenbildung auf der Synthese beruhte, vollzogen hat; rex ist darnach schon eine zusammengesetzte Bildung aus rec-s = rēg-s, wo -s für sa „dieser“ steht. Das Pluralsuffix, welches dem entsprechend s-as lauten sollte, sich aber als solches nur in den Veden findet (vgl. devāsas für jüngeres devās. Whitney, Ind. Gramm. II, § 330) lautet stets -es (ai.-as). Auch im Arabischen 'abd-ū und im Assyrischen yūm-um ist nach Fr. Müller, III<sup>2</sup>, 343 die Nominativendung -ū (-um) auf das Pron. der 3. Pers. hu „er“ = dieser zurückzuführen; auch hier hat das Pron. seine hinweisende, bestimmende Kraft allmählich verloren, so dass in der späteren Sprache zur genauen Bestimmung wieder ein Artikel notwendig wird, z. B. 'al-'abd-u.

In den zuletzt angeführten Beispielen wurde auf die ein Individuum oder einen Gegenstand gleichsam lokalisierende Kraft des Demonstrativums hingewiesen. Uns interessiert es aber vornehmlich in seiner Funktion als Pluralbildner und als solcher wird es vielfach verwandt. In der Wolofsprache (Mittelafrika) ist das Subst. an und für sich ein Kollektivum. So bezeichnet die Form baye sowohl „Vater“ als „Väter“. Sobald der Begriff aber näher definiert werden soll, wird aus diesem Subst., ohne dass es formell verändert würde, durch Hinzutritt von Demonstrativelementen ein bestimmter Sing. und Plur. gebildet. Der bestimmte Singular verlangt die Anfügung des Demonstrativums a, dem stets der anlautende Konsonant des Subst. voraufgeht. Die Bedeutung des bestimmten Plurals wird dem Worte durch Verbindung mit dem Demonstrativum ya verliehen. Wir erhalten also folgende Formen: baye „Vater“, baye ba „der Vater“, baye ya „die Väter“. (Fr. Müller I<sup>2</sup> 93.) Vgl. damit Maförisch (Australien) s. snūn „Mann“ pl. snūn-si = „Mann sie“ d. h. „Männer“.

Da wir auf die Verwendung des Pronomens zur Bildung des Plurals später noch einmal zurückkommen müssen, so gehen wir zunächst noch zur Betrachtung einer anderen Erscheinung über.

Schon wiederholt haben wir gesehen, dass dem Substantivum ursprünglich die Kollektivbedeutung innewohnt, und dass es erst durch den Zusatz eines Demonstrativums oder der Zahl „eins“ auf ein Individuum, bezw. einen Gegenstand angewandt werden kann. Gehen wir nun von der Bestimmung des Subst. durch die Zahl „eins“ aus, einer Verbindung, welche dem Subst. in Begleitung des unbestimmten Artikels im Deutschen ursprünglich gleichsteht, so kommen wir von hier aus nicht, wie wir es gewöhnlich zu thun pflegen, zu einem unbestimmten Plural, etwa: „ein Mensch“ — „Menschen“ „un arbre“ — „des arbres“ sondern zu einem durch Zahlen bestimmten. Zu der Verbindung „ein Mensch“ sind in diesem Sinne alle Verbindungen einer Zahl mit dem Subst. als Plurale anzusehen. Wir stehen hier vor einer unendlichen Reihe von Pluralbildungen, die wir in unseren grammatischen Systemen zwar nicht als solche zu bezeichnen pflegen, die es aber ursprünglich unbedingt sind; das beweist der ausgedehnte Gebrauch, den einige Sprachen von diesem Mittel der Mehrzahlbildung machen.

Wie diese Sprachen ursprünglich verfahren, dafür haben wir im Deutschen einige den Vorgang verdeutlichende Beispiele. Wir sagen: Das Zimmer ist zehn Fuss hoch. Auf die Frage: Wie viele seid ihr? lautet die Antwort: Sechs Mann hoch! vgl. engl. four pair of gloves. In den Sprachen, welche sich dieser Art der Pluralbezeichnung bedienen, geht die Verwendung des Zahlwortes zu diesem Zwecke aber nicht über „drei“ hinaus. Es hängt dies wahrscheinlich mit dem Gesichtssinn zusammen. Sobald nämlich mehrere Dinge nicht mehr auf den ersten Blick übersehen und gezählt werden können, werden sie als „viele“ bezeichnet. Die australischen Völker aber, bei denen sich die obenerwähnte Pluralbildung vornehmlich findet, sind vielfach in des Wortes verwegener Bedeutung, — wie die Ausbildung ihrer Zahlensysteme beweist, — nicht im Stande, über drei oder fünf hinaus zu zählen. In der Kamilaroisprache wird aus boadi „Schwester“, eine bestimmte Mehrzahl bular boadi „zwei Schwestern“ und eine allgemeine Mehrzahl burula boadi „viele Schwestern“ gebildet. Bular ist hier nichts weiter als das Zahlwort „zwei“.

In dieser Verbindung des Nomens mit dem Zahlworte haben wir ohne Zweifel den Ursprung des Duals und Trials, sowie eines unbestimmten Plurals zu suchen.

Die hauptsächlichsten Arten der Pluralbildung sind hiermit erschöpft. Wie wir gesehen haben ist die Verbindung der Wurzel, bezw. des Wortstammes mit den flexivischen Bestimmungselementen in den wenig entwickelten Sprachen noch eine sehr lose; sie besteht mehr oder weniger in einer blossen Aneinanderreihung der beiden Bestandteile. Je kunstvoller der Bau einer Sprache ist, desto mehr verschmelzen Wurzel, Stammbildungs- und Flexionselement zu einem einzigen, nunmehr unlösbaren Ganzen, desto schwieriger ist das Auffinden und Herausschälen der urspr. Einzelteile und ihrer Urformen. Mag in der Analyse der Flexionsformen immerhin noch manches recht unsicher sein, — so viel steht fest, dass die vermittelst Endungen gebildeten Plurale der indogermanischen, semitischen, hamitischen und mancher anderen Sprachen, — mögen diese Suffixe durch alle Arten der Lautveränderung in einzelnen Fällen auch noch so verschieden gestaltet worden sein, — formell jenen vorhin besprochenen Verbindungen von Wurzel (Stamm) + Demonstrativum (Quantitätsausdruck) beizuzählen sind. Auch die in einzelnen Sprachen übliche Bezeichnung der Mehrzahl durch Präfixe, vgl. Bullom (Afrika) s. pokan „Mann“ pl. a-pokan. Efik (Afrika) s. ēka „Mutter“ (pl. m-ēka) beruht wohl nur auf einer Umstellung jener beiden Bestandteile.

Ganz verschieden von allen bisher betrachteten Fällen ist die Unterscheidung der Numeri in einigen Sprachen, deren wir noch im Vorbeigehen Erwähnung thun wollen. Im Fulbe (Afrika) wird die Mehrzahl durch Verwandlung des konsonantischen Anlautes des Wortes, die sich nach ganz bestimmten Lautgesetzen vollzieht, gebildet. Kor-do „Kebsweib“ wird durch Verwandlung in hor-de zum Plural. Auch im Innern des Wortes kommt dieser Wechsel gleichzeitig vor, z. B. s. gor-ko „Mann“, pl. wor-be, s. wabu-ko „Wange“, pl. gabu-de. (Fr. Müller III<sup>1</sup> 4.) Dieser Vorgang erinnert uns lebhaft an den von C. Abel mehrfach behandelten Wechsel der Laute einer Wurzel im Altägyptischen.

Auch durch Wechsel des Wurzel- bezw. Stammvokals werden die Numeri geschieden, vgl. Dinka (Afrika) s. ral „Adler“, pl. ral. (Verkürzung), s. nom „Kopf“ pl. nim (Umlaut) (Fr. Müller I<sup>2</sup>, 52). Jenessei-Ostjakisch s. ses „Fluss“ pl. sās, s. zup „Gipfel“ pl. zōf. (Fr. Müller II<sup>1</sup>, 108.) Die gebrochenen Plurale des Arabischen mit der Bedeutung von Kollektiven (die daher auch als Femin. sing. behandelt werden: Socin, Arab. Gramm. II, § 62) beruhen auf Bildungen aus verschiedenen Stämmen, deren Wurzel mit der des Singularstammes identisch ist.

Wir fassen den Inhalt der bisherigen Darstellung in der folgenden Uebersicht kurz zusammen:

## I.

## Pluralbildung durch äusseren Zuwachs.

## A.

Das Nomen ist urspr. **Kollektivum** mit **Pluralbedeutung**; daraus abgeleitet:

## a. Bestimmter Singular.

(Nomen + Demonstr.)

b.  $\alpha$ ) Gezählter Singular.

(Nomen + Zahlwort „eins“.)

 $\beta$ ) Dual. (Nomen + 2.) $\gamma$ ) Trial. (Nomen + 3.) $\delta$ ) Plural (Nomen + unbest. Zahlwort.)

## B.

Das Nomen hat **Singularbedeutung**; daraus abgeleitet:

## a. Plural

durch Reduplikation.  
(Nomen + Nomen.)

## b. Plural

(Nomen + Demonstr.)

## c. Plural

(Nomen + Quantitäts-  
ausdruck.)

## d. die Ableitungen

unter A. b.

## II.

Pluralbildung durch Lautveränderungen innerhalb des Stammes  
bzw. der Wurzel:

a. Durch Veränderung der an- und inlautenden Konsonanten.

b. Durch Veränderung (Dehnung, Kürzung, Umlaut) des Stamm- bzw. Wurzelvokals.

c. Durch Nebeneinanderstellung verschiedener Stämme derselben Wurzel.

Verbindungen von zweien der angeführten Bildungen kommen ebenfalls vor, namentlich solche von II. a. bzw. b. mit I. A, b.,  $\delta$ . oder I. B., b.; c.

Sehen wir von den Fällen ab, in welchen eine Unterscheidung der Numeri lautlich gar nicht stattfindet, und lassen wir ferner die seltener vorkommenden Pluralbezeichnungen durch Reduplikation oder Ablaut des Wurzelvokals bei Seite, so lässt sich der formelle Ausdruck der Zahl am Nomen auf eine Formel zurückführen, nämlich auf die Aneinanderfügung von Wurzel (Stamm) und Bestimmungselement,  $W + b$ . (Seltener ist die Formel  $b + W$ .)

Wenn man nur diese rein formelle Seite der Pluralbildung ins Auge fasst, so sollte man meinen, die Sprache habe von „ich“ und „du“, als den Bezeichnungen von Personen auch Plurale desselben Stammes nach der Formel  $W + b$  bilden müssen, gerade so wie sie *reg-es* von *reg-s*, *König-e* von *König* ableitete. Derartige Bildungen finden sich in der That auch in einzelnen Sprachen. Man vergleiche z. B. im Miskito (Mittel-Amerika) die Pronomina *Is. yuñ* pl. *yuñ-nani*, *Is. man* pl. *man-nani* mit einem Subst. wie *waikna* „Mann“ pl. *waikna-nani*; ferner im Tübetanischen *Is. ña* pl. *ña-rnams* *Is. khjod* pl. *khjod-rnams* mit dem Subst. *mig* „Auge“ pl. *mig-rnams*. Reste dieser Pluralbildung finden sich ausser sonst vereinzelt Fällen noch in einzelnen Dravidasprachen (Vorderindien). Wir treffen im Tamil *Is. nan* pl. *nan-gal* *Is. ni* pl. *niñ-gal*. Diese Formen werden von Lazarus: *Tamil grammar. Madras. 1878. p. 75.* als „colloquial forms“ bezeichnet; der Schriftsprache gehören die Plurale *I nam* *II nir an*. Aber mögen jene Formen als die ursprüng-

licheren von der Volkssprache festgehalten, oder von ihr geschaffene Neubildungen sein, ihrer Bildung nach stellen sie sich jedenfalls unmittelbar neben die Substantiva, z. B. maram „Baum“ pl. marañ-gal. Haben wir nun in den Stämmen (bezw. Wurzeln) derartig gebildeter Pronomina wirkliche Nomina, d. h. Worte mit nominaler Bedeutung vor uns? Diese Vermutung wird uns durch die Uebereinstimmung der Bildung zu nahe gelegt, als dass wir sie von der Hand weisen könnten. Die genauere Betrachtung einiger Fälle dieser Art ermöglicht vielleicht eine Beantwortung dieser Frage.

Das Ketšzua (Peru) kennt eine Pluralbildung des Pronomens, die zu der erwähnten Art gehört. Der Plural zu *II*. qam lautet qam-kuna; er ist genau so gebildet, wie der Plural der Subst. z. B. üaman „Falke“ pl. üaman-kuna. Dies -kuna halte ich für identisch mit dem Adverb kunan = ahora, actualmente, das ursprünglich, wie Zusammensetzungen vermuten lassen, wohl ein reines Ortsadverbium war. (Vgl. kunankunallan = en este punto; kunallamanta = de aqui adelante u. a. (vgl. v. Tschudi: Ketšzuasprache III., 138.) Dass dem -kuna eine hinweisende, abgrenzende Bedeutung zu Grunde liegt, scheint mir auch aus einer Eigentümlichkeit des Sprachgebrauches hervorzugehen, nach welcher es bei Verbindung des Subst. mit einem Zahlwort fortfallen kann. Man sagt statt: tahua (4) uma-(Kopf)-kuna gewöhnlich: tahua uma = 4 Kopf (vgl. v. Tschudi. a. a. O. I § 168.) Auch die I pl. (exklusiv) ñoqa-i-ku ist vermittelt des abgekürzten Suffixes -ku (= -kuna) aus dem Singular ñoqa gebildet. In dem nahe verwandten Aimara treffen wir auf dieselbe Erscheinung; vgl. *Is.* na pl. (exkl.) na-naka, das in der Form dem Subst. auki „Herr“ pl. auki-naka entspricht. Wenn nun üaman-kuna als „Falke da“ mit entsprechender, auf eine Menge deutender d. h. sie lokal gleichsam umschreibender und abgrenzender Handbewegung zu deuten ist, so haben wir in ñoqa-i-ku (wir nehmen vorläufig an, ñoqa sei ein Subst. mit der allgemeinen Bedeutung „Mensch, Person, Gestalt“) eine Bezeichnung wie „Person da“, d. h. „hier diese durch meine Handbewegung aus einer Schaar abgegrenzten und ausgesonderten Personen, — nicht alle“, zu erkennen, was genau die Bedeutung des exklusiven Plurals ist. Daraus ergibt sich ferner, dass der durch -kuna gebildete Plural auch beim Subst. auf eine bestimmte, vor Augen stehende Mehrzahl von Individuen oder Gegenständen hinweist, also dem Plural mit dem bestimmten Artikel im Deutschen entspricht. Wir erinnern uns hierbei der schon früher erwähnten Fälle, in welchen der Plural vom Singular durch Hinzufügung eines Demonstrativums unterschieden wurde.

Neben den Pluralen I (exkl.) ñoqa-i-ku und II qam-kuna sind im Ketšzua aber noch andere Formen im Gebrauch, nämlich für I ñoqa-n-tšzik, für II qam-tšzik. In der ersten Person wird diese Form inklusiv gebraucht; die zweite scheidet bekanntlich in keiner Sprache zwischen inklusiver und exklusiver Bedeutung. Das Suffix lautet ursprünglich -tšzik, denn das n verdankt seine Entstehung, wie sich leicht nachweisen lässt, physiologischen Ursachen. Ich sehe in diesem Suffix das Adv. tšzika = tan, tanto, tamaño, das in vielen Zusammensetzungen vorkommt. Auch dies Adverb hat ursprünglich der Verdeutlichung durch eine Handbewegung sicher nicht entbehrt; das beweisen Zusammensetzungen wie tšzikatšzak = tan grande (señalado con la mano) tšzika-hinan = me parece tamaño así (señalado). Es wird durch dasselbe also auch eine gewisse Anzahl von Dingen ihrer räumlichen Ausdehnung nach bezeichnet. Die Bezeichnung einer Mehrheit von Dingen durch -tšzik ist aber allgemeiner als die durch -kuna; das beweist die Verwendung dieses Suffixes in exklusivem, jenes in inklusivem Sinne.

Wenn nun die Zusammensetzungen mit -kuna das Pronomen in die engste Beziehung zum Substantivum rücken, so weist uns das Suffix -tšzik auf ganz andere Bahnen; es führt uns hinüber zum Verbum.

Die beiden Suffixe -kuna und -tšzik, obgleich in ihrer Bedeutung nicht wesentlich verschieden, werden doch in der Sprache selbst auf gewisse Gebiete beschränkt. Zur regelmässigen

Bildung des Plurals von Substantiven in gewöhnlichem Sinne wird -kuna ausschliesslich gebraucht. Beim Verbum kommen beide neben einander vor. Hier dienen sie, wie schon früher bemerkt wurde, zum Ausdrucke einer Mehrheit der Subjekte, zu denen die durch das Verbum ausgedrückte Handlung als ihren Urhebern in Beziehung gesetzt wird; sie haben also eine wesentlich andere Funktion als -kuna beim Substantivum. Nun kann aber auch ein Gegenstand (oder mehrere) zu einer oder mehreren Personen in Beziehung gesetzt werden. Das Verhältnis, welches dann zum Ausdruck gelangt, ist das des Gegenstandes als eines Besitztums zu einem Besitzer. (vgl. Fr. Müller I<sup>1</sup> 112.) Auch zum Ausdruck dieser Auffassung werden beide Suffixe neben einander mit dem oben erwähnten Unterschiede ihres Bedeutungsumfanges angewendet.

Aus der Wurzel apa „tragen“ wird durch Anfügung von -n der Praesensstamm und daraus die I pl. (inkl.) apa-n-tšyk, (exkl.) apa-i-ku gebildet. Diese Formen stehen lautlich den oben angeführten Pronominalformen ganz gleich. Dieselben Suffixe finden wir aber auch beim Subst. wieder zur Bezeichnung des Possessivverhältnisses. Von auqa „Feind“ heisst auqa-n-tšyk „unser Feind“ (inkl.) auqa-i-ku (exkl.). Zunächst müssen wir uns klar werden über die Differenzierung der Bedeutung dieser Suffixe in den drei erwähnten Fällen.

Es giebt Sprachen, die beim Substantivum gar keine andere Pluralbezeichnung als die durch die sogen. Possessivsuffixe gebildete kennen, in denen also Formen wie auqa-kuna „die Feinde“ (nicht auf eine Person bezogener Plural) neben Formen wie auqa-n-tšyk und auqa-i-ku (auf Personen bezogener Plural) gar nicht möglich sind. Zu diesen gehören neben vielen amerikanischen Sprachen auch die der Hottentotenrasse. Zunächst sind dort Verbum und Nomen lautlich gar nicht geschieden. Die Plurale vom Verbum, Nomen und Pronomen werden auf ganz gleiche Weise, nur durch Possessivsuffixe gebildet. Im Nama heisst mü sowohl „Auge“ als auch „sehen“, mü-b „das Auge“ und „er sieht“. -b ist Suffix der IIIs. beim Verbum; beim Subst. übernimmt es die Funktion des bestimmten Artikels unserer Sprachen. Die Ausdrücke „das Auge“ und „er sieht“ sind also ursprünglich aufzufassen als „sehend da“; — dies Sehende kann sowohl das Sehende selbst, nämlich „das Auge“ sein, als auch die an einer „da“ befindlichen Person haftende Thätigkeit „da sehend“ = dies da ist sehend, „es (er) sieht“. Ebenso werden mit dem Suffix -gu der III pl. die Formen mü-gu „sie sehen“ und „die Augen“ gebildet. Mit dem Suffix der I pl. -gum erhalten wir von mü die Form mü-gum, von gū „Vater“ gū-gum, und in Verbindung mit dem Stamme der I pl. des Pronomens sa-gum. Während nun diese Pluralformen ihrer Bildung nach ganz genau mit den früher besprochenen Ketšuaformen übereinstimmen, treten in ihrer Bedeutung wesentliche Verschiedenheiten zu Tage. Die Formen der Subst. im Nama würden denen des Ketšua ganz entsprechen, wenn mü-gu „ihre Augen“, gū-gum „unsere Väter“ bedeutete; das ist aber nicht der Fall, denn das Possessivverhältnis wird im Nama auf andere Weise ausgedrückt. Die Bedeutung jener Suffixe ist im Hottentötischen also stets dieselbe, gleichviel ob sie an das Subst., Verbum oder an Pronominalstämme treten; sie beziehen den Begriffsinhalt der mit ihnen verbundenen Stämme (Wurzeln) auf gewisse Personen als Subjekte; gū-gum „wir Väter“ ist aufzufassen als „wir (hier) sind Väter“, gerade so wie mü-gum „wir (hier) sind Sehende“ und sa-gum „wir (hier) sind Leute, denen die Bezeichnung sa-, die uns vorläufig noch eine Unbekannte x ist, zukommt. Dass auch diese Suffixe Ortsbezeichnungen sind, scheint mir aus ihrer Verwendung in der dritten Person (vgl. oben) klar ersichtlich. Sie dienen also zur näheren Bestimmung der Subjekte, — ursprünglich in Verbindung mit einem Zeigen, Hinweisen der Hand, — dem Orte und dem Umfange (der Zahl) nach. Der Bedeutungswandel, welcher in der Verbindung dieser Ortsbezeichnungen mit dem Nomen zwischen dem Nama und Ketšua besteht, und der sich in einer

grossen Anzahl von Sprachen bei der Verwendung solcher Suffixe einerseits am Nomen, andererseits am Verbum, immer in gleicher Weise zeigt, und der darauf beruht, dass sie beim Verbum das Subjekt der Thätigkeit, beim Nomen das Besitzverhältnis ausdrücken, lässt sich, wie mir scheint, ohne grossen Zwang aus der ursprünglichen Ortsbedeutung erklären. (vgl. über die älteren Suffixe dieser Art im Hebräischen: Stade Lehrb. d. hebr. Gramm. I. § 177. b, 1.) Ich denke mir den Uebergang aus der Ortsbezeichnung in die des Besitzverhältnisses aus occasioneller Verwendung in letzterem Sinne entstanden. Auqa-n-tšzyk ist der Feind für die durch das Suffix -tšzyk dem Orte nach, an dem sie sich befinden, bezeichneten, hier alle anwesenden (inkl.), auqa-i-ku der Feind für die durch das Suffix -ku aus allen anwesenden ausgesonderten Personen u. s. w.

Nehmen wir somit für die Bildungselemente im Ketšzua und Nama die Ortsbedeutung in Anspruch, so würden diese an und für sich die drei Personen des Pronomens auch ohne Verbindung mit einem Nomen oder Verbum genügend kennzeichnen und von einander unterscheiden. Man sieht nicht recht ein, weshalb sie trotz der in ihren Formen deutlich zum Ausdruck gelangenden Verschiedenheit in ihrer Funktion als Pronomina personalia noch mit besonderen Stämmen (Wurzeln) verbunden werden. Hätte ausserdem der mit ihnen verbundene Wortstamm die allgemeine Bedeutung „Mensch, Person, Gestalt“, so ist nicht abzusehen, weshalb er nicht für alle drei Personen gebraucht wurde, was doch nur natürlich erscheint. Wir würden dann Ausdrücke wie „Person-hier“ = ich, „Person-da“ = du, „Person-dort“ = er u. s. w. erhalten. Eine solche Bildung liegt wenigstens für die zweite und dritte Person beider Numeri im Alt-Aegyptischen vor, wo die betreffenden Pronomina aus dem Nominalstamme enty, der urspr. wohl „Person“ bedeutet hat (vgl. Fr. Müller III<sup>2</sup> 255.) durch Zusammensetzung mit Suffixen der besprochenen Art entstanden sind. IIs. enty-k (m) enty-t (f) pl. enty-t-en IIIs. enty-f (m) enty-s (f) pl. enty-u (m) enty-s-en (f). vgl. damit per „Haus“. IIs. per-k (m) „dein Haus“. per-t (f) pl. per-t-en IIIs. per-f (m) „sein Haus“, per-s (f) pl. per-u (m) per-s-en (f). Derselbe Vorgang findet auch in den mit dem Aegyptischen verwandten Sprachen, dem Koptischen und Bedža statt. Eine derartige Ausdrucksweise tritt auch in hochentwickelten Sprachen noch häufig, namentlich in begeisterter Rede, neben dem reich entwickelten Pronomen auf. Man vergleiche Luc. I, 40. *Μεγαλύνει ἡ ψυχὴ μου τὸν Κύριον, καὶ ἠγαλλίασε τὸ πνεῦμά μου ἐπὶ τῷ Θεῷ τῷ σωτήρῳ μου.* Hiob. X. 1. *נַקְטָה נַפְשִׁי בַחַי*; auch lebh „Herz“ qerebh „Inneres“ werden so verwandt, ebenso aram. qenūmā „Person“. arab. nafs-ū „Seele“. u. a., gewöhnlich aber nur für die erste Person. Ganz im Gegensatze hierzu sind sowohl im Nama als auch im Ketšzua für jede Person andere Wortstämme benützt worden. Hinsichtlich des Ketšzua könnte man ja allerdings, da die Pluralbildung sich bei beiden Personen mittelst ein und derselben Suffixe vollzieht, annehmen, für „ich“ und „du“ seien der schärferen Unterscheidung wegen zwei ursprüngliche Synonyma der Bedeutung „Person“, nämlich ñoqa und qam verwandt worden. Für das Nama indes scheint mir diese Annahme unzulässig, da wir dann die Stämme ti-, sa- und || eī als zu demselben Zwecke verwandte Synonyma ansehen müssten, von denen sa- in mehrfacher Bedeutung gebraucht worden wäre. Mir scheint hier noch eine andere Spracherscheinung des Nama beachtenswert. Die eben erwähnten Stämme der Personalpronomina dienen nämlich dem Nomen vorangestellt zur Bezeichnung des Besitzverhältnisses; so heisst ti gā-b „mein Bruder“, sa gā-b „dein Bruder“, || eī-b gā-b „sein Bruder“ u. s. w. Das -b in gā-b vertritt, wie früher schon gesagt wurde, den Artikel. Die Verbindung || eī-b gā-b entspricht genau der Substantivverbindung || gū-b | on-s „Vaters Name. In den Bezeichnungen „mein, dein Bruder“ hingegen ermangelt der Pronominalstamm des Personalsuffixes, denn wir sollten ti-ta gā-b und sa-ts gā-b erwarten. (vgl. T. Hahn: die Sprache der Nama. Leipzig 1870.

S. 35.) Die Verbindung des vorgestellten Pronominalstammes mit dem entsprechenden Personalsuffix ist ausserhalb der I und II sing. stets notwendig. Merkwürdig ist es ausserdem, dass im Nama beim Pronomen für I pl. und dual. und für II in allen drei Numeri derselbe Stamm sa-, nur in Verbindung mit verschiedenen Suffixen gebraucht wird. Die Formen sind sa-khum „wir beide“, sa-gum, sa-gye „wir“, sa-ts „du“, sa-kho „ihr beide“, sa-go „ihr“; die Formen für das Femininum und Kommune sind dabei noch übergangen. Die Beziehung des Stammes sa- auf eine bestimmte Person kann also nur in den Suffixen liegen. Was aber bedeutet dann sa? Ich bin der Ansicht, dass wir in den drei Pronominalstämmen ti, sa, ||ē nichts anderes als ursprüngliche Ortsausdrücke vor uns haben, und zwar ti für die unmittelbare Nähe, das „Ich“, sa für die nähere Umgebung, für den Ort, an dem sich die in den Begriffen „wir, du, ihr“ befassten Personen befinden müssen; endlich ||ē für die weitere Entfernung. Ebenso werden wir es aber auch im Ketšua in den Stämmen ñoqa und qam mit Ortsadverbien zu thun haben, die den Gegensatz von „ich“ und „du“ als einen solchen des Ortes zum Ausdruck bringen. Diese traten dann als Verstärkungen zu den beim Verbum und Nomen zur Verwendung kommenden Suffixen hinzu. Das Nama differenzierte die Ortsbezeichnung sa durch Verbindung mit jenen Suffixen ausserdem zu einer grossen Mannigfaltigkeit der Formen und Bedeutungen.

Aus dieser Untersuchung, die sich ja allerdings nur auf ein beschränktes Sprachgebiet bezog, ergibt sich doch, wie ich glaube, ziemlich sicher, dass wir in den Stämmen der Pronomina personalia vorherrschend nicht Substantiva sondern adverbiale Ausdrücke zur Bezeichnung des Ortes als Verstärkungen der sonst beim Nomen und Verbum gebrauchten Pronominalsuffixe zu erkennen haben. Ihre lautliche Differenzierung ist aus dem Bestreben nach Deutlichkeit der Ortsbezeichnung zu erklären. Aus einer occasionellen Spezialisierung der Bedeutung der Suffixe ist dann allmählich eine usuelle entstanden. Die ursprüngliche Ortsbedeutung derselben liegt in den Pronominalausdrücken am klarsten vor, ebenso erkennbar noch in ihrer Verbindung mit Verben, während sie in der Zusammensetzung mit Substantiven vornehmlich die Bedeutung des Besitzverhältnisses erhielten. Die Personalsuffixe sowohl als auch die Pronominalstämme waren ursprünglich Ortsadverbia. Aus den aus Raumverhältnissen gewonnenen Anschauungen gingen sie hervor und differenzierten sich in ihrer Bedeutung allmählich mit der grösseren Entwicklung des Verstandes, mit der stets wachsenden Fähigkeit des Geistes, von den durch die Anschauung gewonnenen Formen der Aussenwelt zu abstrahieren. Auch in dieser Richtung war das Auge der Schöpfer der Sprache.

Ich habe schon wiederholt darauf hingewiesen, dass die Ortsbezeichnungen ursprünglich durch Handbewegungen unterscheidbar gemacht und verdeutlicht wurden. Genügte es dann nicht, nur das Wort (Nomen oder Verbum) mit Gesten und Handbewegungen zu begleiten, ohne den Ort selbst sprachlich zu bezeichnen, um alle möglichen Ortsverhältnisse zur Anschauung und zum Verständnis zu bringen? Lag das Unterscheidende der Beziehung nicht schon hinlänglich in der dem jedesmaligen Bedürfnis entsprechenden, mit dem Gesichtssinn wahrnehmbaren Gestikulation allein ausgedrückt?

Ursprünglich genügte dies äusserliche Andeuten gewiss. Unzählige Spracherscheinungen machen es wahrscheinlich, dass sich die Sprache, abgesehen von interjektionalen Gefühlsäusserungen, auf ihren ersten Entwicklungsstufen nur an der Hand der unmittelbaren Anschauung und Beobachtung der dem Menschen zunächstliegenden, durch das Auge sinnlich wahrnehmbaren, zu seinem leiblichen Wohl und Wehe in engster Beziehung stehenden Objekte und Thätigkeiten entwickelt und bereichert habe. Die Dinge der Aussenwelt, soweit sie sein Leben beeinflussten, benannte der Mensch nach ihren am meisten in die Augen fallenden Eigenschaften (vgl. C. Abel.

Ueber den Gegensinn der Urworte. S. 25.); auf sie bezogen sich seine noch unbeholfenen Sprach-  
 äusserungen; die Situation der unmittelbaren Anschauung gestattete eine sprachliche Beschränkung  
 auf das Allernotwendigste, und dies war die einfache Bezeichnung des Objectes, auf welches die  
 Aufmerksamkeit eines anderen Menschen gelenkt werden sollte. (vgl. Wegener. Unters. über die  
 Grfr. des Sprachlebens. S. 21. 27.) Sich selbst fühlte der Mensch als Denkenden und Redenden  
 noch nicht in einem Gegensatze zu der von ihm sinnlich wahrgenommenen Schöpfung, deshalb gab  
 er diesem Verhältnis sprachlich noch keinen Ausdruck. Aus den Vedas können wir erschliessen,  
 dass der Indogermane ursprünglich durchaus nicht der Ansicht war, das Denken sei das wesentliche  
 Charakteristikum des Menschen, sondern dass er sich vielmehr mit dem Vieh paçu d. h. mit ausser  
 ihm stehenden, von ihm durch das Auge beobachteten lebendigen Wesen identifizierte. (vgl. Kluge.  
 Etymol. Wörterbuch; unter „Mann“.) Er sprach daher von Objecten und Thätigkeiten nur als  
 ausser ihm vorhandenen, ja er fasst seine eigene Person wohl in diesem Sinne auf. Im indischen  
 Drama bezeichnet sich der Redende oft als ayan janas oder eša janas „diese Person“ (Bopp.  
 Vergl. Gramm. II<sup>2</sup> § 110. Anm.; Capeller. Sanskr. Wörterb. unter jana.) So sagt man noch  
 heute „nein, das thut Conrad nicht“. Grimm. Deutsche Gramm. IV. § 294; ein Kind sagt:  
 „Bruno will das haben!“ und J. Grimm führt (D. Gr. IV. § 296) aus den nordischen Sprachen  
 eine Fülle von Beispielen dieser Art an. Ein Hinweis mit der Hand genügte, um dem Hörenden  
 unzweideutig anzuzeigen, welcher von den vor Augen liegenden Gegenständen, welche Thätigkeit  
 durch das Wort bezeichnet werden sollte, ohne dass es einer besonderen sprachlichen Form als  
 eines Ausdruckes der Beziehung bedurft hätte. So ist denn jede Aussage ursprünglich in der  
 dritten Person zu denken. Auf diesem Standpunkte stehen noch heute im wesentlichen die meisten  
 hinterindischen Sprachen, sowie das Chinesische und Japanische. Jede Beziehung der Rede auf  
 Person, Zahl, Zeit ist entweder aus dem Zusammenhang oder aus der Situation der Anschauung  
 zu erklären, lautlich ist sie nicht ausgedrückt. (vgl. Fr. Müller. II<sup>2</sup> 411).

Wo die nähere Bestimmung, die Beziehung auf einen Ort (an demselben befindliche Per-  
 sonen, Objekte, oder dort stattfindende Thätigkeiten) auch sprachlich zum Ausdruck gelangt, da  
 geschieht dies wohl zuerst immer in der Sphäre der dritten Person. Die verschiedenen Grade der  
 Nähe und Ferne der Objekte vom Redenden, der Gegensatz zwischen „hier“ und „dort“ mögen die  
 erste Veranlassung zu einer Scheidung und näheren Bestimmung der Ortsverhältnisse gegeben haben.  
 Es giebt amerikanische Sprachen, welche die Bezeichnung der Ortsverhältnisse in der dritten  
 Person sehr reichhaltig entwickelt haben, oft in Verbindung mit dem Ausdruck der Thätigkeit,  
 dem Verbum, so dass Bezeichnungen der gewöhnlichen Thätigkeiten sogar in Folge dieses  
 Gebrauches in das Pronomen mit übergegangen sind. Die Sprache der Tscherokees hat nicht nur  
 Ausdrücke für das „er“ in der Scheidung von „dieser“ und „jener“, sondern noch ganz andere, die  
 uns sonderbar anmuten. Die dritte Person wird pronominal angesehen und bezeichnet als sikatoka  
 „er, der steht“, tsetoa „er, welcher umher geht“, tsuwohla „er, welcher sitzt“, tsikanōka „er,  
 welcher liegt“, tsötayai „er, welcher kommt“, tsiwai „er, welcher geht“ u. s. w. (Fr. Müller II<sup>1</sup>  
 224. vgl. W. v. Humboldt. Ueber die Verw. der Ortsadv. S. 8.) Diese Scheidung findet statt,  
 um die Undurchsichtigkeit der Situation aufzuheben, die um so grösser wird, je „weiter und  
 mannigfaltiger die Zahl der umgebenden Personen und Gegenstände ist“. (Wegener a. a. O. 28.)  
 Das Irokesische besitzt eine Fülle von Worten für die dritte Person, sowohl beim Nomen als beim  
 Verbum (vgl. auch Fr. Müller III<sup>1</sup> 21); dagegen sind die Bezeichnungen für die erste und zweite  
 Person auf einer so niedrigen Entwicklungsstufe stehen geblieben, dass nicht einmal die Numeri  
 an ihnen unterschieden werden: I ii. II ise für Singular und Plural.

Selbst in hochentwickelten Sprachen, die im Laufe der Zeiten mannigfache Formveränderungen durchgemacht haben, ist der enge Zusammenhang der Pronomina der dritten Person mit Ortsadverben oft noch unverkennbar. Indem nun diese ursprünglichen Ortsadverbia als Pronomina allmählich usuell als Stellvertreter der eigentlichen Namen der Dinge, der Substantiva, gebraucht wurden, um die Schwerfälligkeit der Rede zu beseitigen, nahmen sie bei weiterer Entwicklung der Sprache auch an den formellen Veränderungen teil, denen die Substantiva unterlagen. Wo das grammatische Geschlecht am Substantivum unterschieden wird, wird es auch an ihnen formell zum Ausdruck gebracht. Ja es geht diese Unterscheidung der Geschlechter durch ihre Vermittlung später oft auf das Verbum über. Daneben wurden durch Verwendung verschiedener Stämme, durch Lautvariation sowohl der Vokale als der Konsonanten die feinsten Begriffsschattierungen im Bereiche des Raumes und damit auch der Personen, — das Nah und Fern, das Hier und Dort, in erstaunlicher Fülle und Abwechslung zur Darstellung gebracht.

Der Endzweck alles Sprechens ist die Mitteilung im weitesten Sinne des Wortes. Wenn nun auch das Sprechen, insofern es ein Bilden und Hervorbringen von Lauten ist, physisch möglich ist ohne jenen Zweck, so ist doch das, was wir Sprache nennen, einzig und allein aus dem inneren Drange und Bedürfnis nach Mitteilung entstanden. W. v. Humboldt nennt alles Sprechen von dem einfachsten an ein Anknüpfen des einzeln Empfundnen an die gemeinsame Natur der Menschheit. Die Sprachschöpfung ist nach ihm eine gemeinsame Thätigkeit, welche sich dennoch in und durch Einzelne vollzieht; sie ist das Denk- und Mitteilungsorgan des Menschen. Wie wäre sie möglich ohne eine gewisse Einheit des Menschengeistes. Nur dadurch, dass der Redende auf eine gewisse Sympathie, auf Verständnis von seiten des Hörenden rechnet und rechnen darf, wird die Sprache zu dem, was sie ist, einem Verkehrsmittel ersten Ranges. Sie würde unmöglich sein, wenn die menschliche Natur nicht überall im wesentlichen dieselbe wäre. Allerdings ein gewisser Usus verband sich allmählich mit den ersten Sprachschöpfungen; er war auf die Erinnerung gestützt. Deshalb konnte ein und dieselbe Sprache nur von den Individuen ausgebildet und auf die Dauer verstanden werden, die durch irgend welche Bedingungen zu einem langdauernden Verkehr mit einander verknüpft wurden. Die Sprache wurde inhaltlich reicher in dem Masse, in welchem der geistige Horizont der sie pflegenden und als Verkehrsmittel gebrauchenden Gesellschaft sich erweiterte. Form und Inhalt befestigten sich durch die Tradition. (vgl. Benfey. Gött. Nachrichten 1878. S. 52.) Aber die Entfaltung, der Ausbau ihrer Formen hat nicht überall mit der geistigen Entwicklung der Völker gleichen Schritt gehalten. Wie wäre es sonst möglich, dass manche geistig hoch gebildete Völker auf einem Standpunkte des Sprachformens stehen geblieben sind, der im Vergleich z. B. zur griechischen Sprache als der Standpunkt der äussersten Schwerfälligkeit, des Erratens bezeichnet werden muss? Man denke nur an den vollständigen Mangel eines wahren Ausdruckes für die erste und zweite Person im Chinesischen.

Wenn wir den Hauptzweck der Sprache in der Mitteilung finden, so scheint nichts natürlicher zu sein, als dass dem redenden Menschen aus dem ganzen Kreise der ihm gegenüberstehenden Objekte eines derselben besonders nahe getreten sein müsse, näher als alle anderen, von denen er sprach, nämlich der Mitmensch, zu dem er sprach. Es scheint nahe zu liegen, dass er diesen auch durch die sprachliche Form besonders gekennzeichnet haben müsse. Und doch haben viele Sprachen, wie wir sahen, für das Verhältnis des Angeredeten zum Redenden keine besonderen Formen entwickelt; sie bezeichnen sowohl die angeredete Person als die redende durch Substantiva, die in der dritten Person zu denken sind, ebenso wie alle anderen Objekte, welche Gegenstand der Rede sein können. Sie behelfen sich mit Umschreibungen wie z. B. jap. II. Person: ssono-kata „jene Seite“,

kimi „Herr“, temahe-ssama „Ew. Excellenz“, ki-kun „geehrter Herr“. I. Person: temahe „meine Wenigkeit“. Wem fällt da nicht der „allerunterthänigste Diener“ der europäischen Sprachen ein q. b. s. m. (que besa sus manos) der dem Angeredeten noch obendrein die Hände küsst, oder gar den Damen „sus piés“? In Neapel wird jeder der Stiefel trägt als Signore betrachtet und mit Eccellenza angeredet. Des Polen „Pan“ in der Anrede ist bekannt. Aber wir gehen trotz unserer verschiedenen Fürwörter im Deutschen ja noch viel weiter, wenn wir aus allzu grosser Unterwürfigkeit sagen: „Wollen der Herr X die Güte haben“ u. s. w. Auch in kaufmännischen Kreisen sollte man sich dessen erinnern, dass wir ein allbekanntes und gutes Fürwort „Ich“ haben, dessen sich niemand zu schämen braucht, und das der Engländer sogar gross schreibt. Auch das Sanskrit kennt Bezeichnungen wie bhos von bhavant „Herr“ in der Bedeutung „will der Herr“ — statt „du“. (vgl. Pott. das indogerm. Pron. Z. d. d. morgenländ. Gesellschaft. Bd. 33. S. 45. Ueber die deutschen Bezeichnungen dieser Art vgl. J. Grimm. Deutsche Gramm. IV. § 297, 298.)

Sprachlich konnte die angeredete Person aus allen übrigen auf doppelte Weise hervorgehoben und bezeichnet werden. Zunächst durch den Ton der Rede; dies geschah beim Nomen durch den Vokativ, beim Verbum durch den Imperativ. Geiger sagt in seinem Buche über den Ursprung und die Entstehung der menschlichen Sprache und Vernunft I. § 387: Wenn wir den Wert, den die Sprachen nicht nur auf das Ich, sondern auch auf das Du legen, mit dem Umstande zusammenhalten, dass der Imperativ fast überall das Aussehen einer sehr primitiven Bildung hat, und wenn wir uns daneben noch des Vokativs erinnern, der ebenfalls oft eine sehr kurze, vielleicht verkürzte, vielleicht aber auch in einem älteren Zustand verbliebene Form des Namens ist, eine Form, die als wirklich leicht entbehrlich, zu den früher absterbenden gehört: so können wir darin vielleicht eine Andeutung finden, wie sehr der Sprache von Alters her die räumliche Gegenwart als eine wichtige Kategorie galt, und dass es ihr ebenso unmittelbares Wesen ist, zu den Personen, als von ihnen zu reden, und Handlungen zu fordern, als sie zu schildern“. Das Nomen erscheint in dem Falle, wo es in der Anrede auftritt, aller Bestimmungselemente bar; sie ergeben sich aus der Situation der Anschauung von selbst. Der Vokativ hat daher kein Anrecht darauf, zu den eigentlichen Kasus gezählt zu werden. Es vertritt einen interjektionalen Ausruf wie: heus! ecce. hebr. hinneh gr. δεῦτε heda! und dient nur dazu, die Aufmerksamkeit des Angeredeten auf den Inhalt der folgenden Rede zu lenken. Er dient als Anrede, würde aber, soweit ich sehe, niemals dort, wo die zweite Person nicht schon in der Form zum Ausdruck kommt, das Pronomen der II. Person beim Verbum im Aussagesatze vertreten können. Wir dürfen uns durch Redewendungen wie: Da hast's nun Freund! nicht täuschen lassen; sie sind elliptisch, und ausserdem kommt am Verbum die zweite Person klar genug zur Geltung. Auch das „Du“ kann so gebraucht werden, aber mit dem Unterschiede, dass dieses die angeredete Person nur in dieser Eigenschaft kennzeichnet, der sog. Vokativ des Nomens aber nach ihrem Gattungsbegriffe. Der Imperativ entspricht in seinem Gebrauch ganz dem Vokativ, insofern als er formell gewöhnlich ebenso aller Bildungselemente entbehrt und nichts weiter ausdrückt, als den Willen des Redenden in Form eines Anrufes gegenüber dem Angeredeten. Er fordert nicht dazu auf zu hören, sondern zu thun. Er ist ein antediluvianischer Rest der Sprache aus der Zeit, wo das Verbum noch aller Bestimmungselemente entbehrte. Der Sprachton macht ihn zu dem, was er ist. Noch heute gebrauchen wir in barscher Weise den Infinitiv in gleicher Bedeutung. (vgl. J. Grimm D. Gr. IV. 201, 203. Wegener a. a. O. S. 16, 74.) Wo Sprachen neben diesem einfachen Imperativ noch andere Befehlsformen entwickelt haben, beruhen dieselben auf einer Vermischung desselben mit sonstigen Temporibus und Modis, namentlich mit dem Futur und Konjunktiv. Ich erinnere nur an das Franz.

„tu ne tueras pas!“ und „du sollst nicht töten!“ neben „töte nicht!“ Auch der Imperativ des Latein auf -to, -tote, sowie der Sanskritimperativ sind alte Konjunktivformen. (vgl. Whitney, ind. Gramm. § 533, 571.) Vokativ und Imperativ stehen wegen ihrer nahen Verwandtschaft im Anfange der Rede häufig zusammen. Beispiele dafür liessen sich aus Homer allein zu Hunderten anführen.

Wegener (Grdfr. d. Sprachlebens S. 87 ff) hat die Ansicht, dass man sich zu jedem Aussagesatze einen imperativischen Ausdruck wie: „denke dir mal, stelle dir einmal vor, überlege einmal“ als Einleitung denken müsse, und meint daher, wir empfänden die Worte des Sprechenden auch als Imperativ. Ich kann diese Auffassung nicht teilen. Wenn ja auch derartige Aufforderungen zum Nachdenken und Hören in neuerer und älterer Zeit häufig in die Rede Eingang gefunden haben, — man denke nur an das homerische *ζῆθι* und das ai. *çinu*, — so üben doch diese interjektionalen, parenthetischen Aufrufe weder auf den Inhalt noch auf die Form der nachfolgenden Rede irgend welchen Einfluss aus, wofern dieselbe darstellender und nicht selbst befehlender Art ist. Mir scheint, dass solche Einschreibungen Pleonasmen sind; denn die Aufforderung zum Nachdenken und Hören ist immer schon durch die Situation gegeben. Wo aber dennoch eine Unklarheit darüber entstehen könnte, an wen der Inhalt der Rede gerichtet sein soll, da glaube ich, wäre eher ein Vokativ, der den Angeredeten hinsichtlich seiner Eigenschaften und seines Charakters kenntlich macht, am Platze, als ein Imperativ, durch den nur zur Ausübung einer Thätigkeit aufgefordert wird, die wir uns in den oben erwähnten Fällen auch ohne eine solche Mahnung als sofort eintretend vorstellen müssen.

Denken wir uns einen Satz in der primitivsten Form „laufen-er“ durch einen Imperativ „höre“ oder durch einen Vokativ „Mensch“ eingeleitet, so sind in der Verbindung „Höre, laufen-er“ zwei grundverschiedene Sätze mit einander verknüpft. Der erste: „Höre!“ enthält in interjektionaler Form eine Aufforderung, eine Aeusserung des Willens, und muss daher seiner Natur nach an eine oder mehrere, dem Redenden mit der Stimme erreichbare Personen gerichtet sein. Der zweite Satz hingegen enthält ein Urteil, das aus der Verbindung der Vorstellung des Laufens mit der einer Person „er“ entsteht. Verwandeln wir nun diesen Satz in die Formen: „Höre! laufen-du“, „Höre! laufen-ich“, so scheint mir diese Aufforderung hier gar nicht am Platze zu sein, da in diesen Fällen die Beziehung der Rede unmittelbar aus der Ausschauung erhellt. Ich glaube diese Auffassung ist aus einem auf die Spitze getriebenen Drange zum Schematisieren entsprungen.

Aufforderungssätze und Aussagesätze sind gewiss gleich ursprünglich; (vgl. Paul. Principien. S. 107) jene als Ausdruck des Willens, diese des Nachdenkens und Urteils des Redenden. Aber während jene ihrer Natur nach in ein und derselben starren Form verharren mussten, zum Subjekt nur die durch den Sprachton hervorgehobene Person des Angeredeten haben konnten, bot sich für diese eine Abwechslung dadurch dar, dass die Aussage auf verschiedene Subjekte bezogen werden konnte. Auf Grund der in ältester Zeit unveränderlichen Verbalform (Wurzel oder Stamm) nahm ich früher an, die ursprünglichste Form der Aussage habe das Subjekt stets in der dritten Person enthalten. Die Situation ergab, ob die Aussage auf den Redenden, den Angeredeten oder auf ausserhalb beider stehende Objekte bezogen werden sollte. Eine sprachliche Scheidung der Subjekte des Aussagesatzes trat wahrscheinlich erst allmählich unter Einwirkung der Aufforderungssätze ein. Dadurch dass die angeredete Person in dem Augenblick, wo der Redende sie zum Subjekte seiner Aussage macht, ihm, dem Redenden geistig, und ursprünglich vor allem räumlich näher tritt, wird sie aus allen übrigen gerade so wie in der Aufforderung ausgesondert. Es entsteht dadurch vom Standpunkte des Redenden aus eine Scheidung der Ortsverhältnisse; er trennt den ihm näher stehenden Angeredeten von allen übrigen äusseren Objekten. Dieser Gegensatz des

„näher“ und „ferner“ der sich aus der Anschauung des Raumes ergibt, wird auf einer weiteren Entwicklungsstufe der Sprache durch Worte ausgedrückt, die zunächst Raumverhältnisse bezeichnen, dann aber einem allmählichen Bedeutungswandel unterliegen und für die an den bezeichneten Orten befindlichen Personen gebraucht werden. Diese Ortsbezeichnungen verbinden sich mit dem Verbum, und so entsteht eine zweite Möglichkeit, die Personen zu scheiden, die im Aussagesatze herrschend wird. Das „du“ und „er“, die zweite und dritte Person des Verbuns entstehen also durch eine Zerlegung der Ortsbegriffe in „da“ (Nähe) und „dort“ (Ferne). Im Altindischen hat tva „du“ auch die Bedeutung „dieser“ und wird wie das lat. *alter* — *alter* im Sinne von „der eine — der andere“, „dieser — jener“ gebraucht, während der Stamm tad, der dem Pronomen der dritten Person zu Grunde liegt, auf die weitere Ferne, das „dort“ deutet. Es teilt sich also die ursprünglich für alle drei Personen gebräuchliche Form des Verbalstammes tuda „schlagen“ in tuda-ti „er schlägt“ und „tuda-si „du schlägst“. Die Endung der II. Person -si wird gewöhnlich als aus tva entstanden erklärt. Mir scheint eine andere Deutung näher zu liegen. Es ist bekannt, dass im indischen Pronomen der III. Person zwei Stämme neben einander hergehen: sa und tad. Der erstere kommt nur im Nom. sing. m. u. f. sas und sã vor, wo er gr. *ὁ, ἡ* und got. *sa, sō* entspricht. Im Latein sind beide Stämme neben einander in *is-tud* u. s. w. erhalten. Wie die vedische Form *sasmin* für *tasmin* schliessen lässt, ist dieser Stamm in älterer Zeit in weiterer Ausdehnung gebraucht, aber dann vom Stamme tad verdrängt worden. Sollte nicht ursprünglich die oben hergeleitete Scheidung des „da“ und „dort“, wie sie mir in den Verbalendungen der II. und III. Person vorzuliegen scheint, durch diese beiden Stämme dargestellt worden sein, so dass sa und -si, tad und -ti sich entsprächen? Im Gegensatze zu tad deutet sa ursprünglich auf etwas näher Liegendes; das geht aus den Verbindungen *so 'ham* (= *sa aham*) „dieser ich“ „ich hier“, *sa tvam* „du hier“ unzweifelhaft hervor, wenn auch, nachdem die Vermischung der Stämme sa und tad einmal eingetreten war, nun Verbindungen wie *te vayam* „wir hier“ u. s. w. vorkommen. Ferner scheint es mir nicht unwahrscheinlich, dass die Formen -si, -ti am Verbum sich ursprünglich in dieser Gestalt entwickelten und nicht als Schwächungen aus sa, ta anzusehen sind; dass vielmehr eine Verstärkung von si, ti zu sa, ta(d) erst mit der Loslösung derselben vom Verbum und ihrem selbständigen Gebrauche unter dem Einflusse einer nun stärkeren Betonung und veranlasst durch das Streben nach Tonfülle eintrat. Ob nun tva, als die Vermischung der Formen von sa und ta eintrat, durch eine Art von Dissimilation aus ta(d) entstanden sei, lasse ich dahingestellt.<sup>4)</sup>

Durch die Ausscheidung des Angeredeten aus der Summe der dem Redenden gegenüberstehenden Personen, als des „Näheren“ von allen, ist aber die Dreiteilung der Ortsauffassung gegeben. Blieb sich der Mensch bei der sinnlichen Wahrnehmung der Aussenwelt eines Gegensatzes zwischen sich, dem beobachtenden, denkenden und urteilenden Subjekt und den Gegenständen seiner Beobachtung, den sinnlich wahrnehmbaren Objekten noch unbewusst, so trat er durch die Anrede an eine der ihn umgebenden Personen in direkten Gegensatz zu dieser. Auch dieser Gegensatz ist zunächst ein rein äusserlicher, räumlicher, durch den Gesichtssinn wahrnehmbarer. Der Redende fühlt sich jetzt als den sich selbst „Nächsten“. Er hat auf diesem Wege in seiner unmittelbarsten Nähe, in seinem „Selbst“, — dies Wort wird mit Vorliebe in allen Sprachen zur Verstärkung des Pronomens der I. Person gebraucht, — den Punkt gefunden, von dem aus er nun alle Entfernungen, alle Raumverhältnisse mit dem Auge misst. Mit dieser Dreiteilung ist denn auch in allen Sprachen das Verhältnis des Subjektes zum Prädikat erschöpft; nur in einer dieser drei Personen kann das Subjekt auftreten. Eine vierte Person ist ebenso undenkbar, wie eine vierte Dimension des Raumes. Das „du“ ist der eigentliche Schöpfer dieser Dreiteilung geworden. Aus

der Menge aller ausserhalb des Redenden stehenden Individuen, zu denen es ursprünglich selbst gehört, wird es im Augenblick der Anrede, und nur durch diese herausgehoben und dem Redenden selbst dadurch um eine Stufe näher gerückt als alle anderen. Der Angeredete, das „du“, tritt auf die Mittelstufe zwischen dem Redenden und allen ihm gegenüberstehenden Objekten. In der Anrede ist daher der Gegensatz des „ich“ und „du“ ohne weiteres enthalten.<sup>5)</sup>

„Der für die persönlichen Pronomina zu wählende Ausdruck muss auf alle möglichen Individuen, da jedes zum Ich und Du werden kann, passen und dennoch den Unterschied zwischen diesen beiden Begriffen bestimmt und als wahren Verhältnis-Gegensatz angeben. Er muss von aller qualitativen Verschiedenheit abstrahieren und dennoch ein sinnlicher Ausdruck sein, und zwar ein solcher, der indem er das Ich und Du in zwei verschiedene Sphären einschliesst, auch wieder die Aufhebung dieser Trennung und die Entgegensetzung beider zusammen gegen ein Drittes möglich lässt.“ (W. v. Humboldt. Ueber d. Verw. der Ortsadv. mit dem Pron. S. 7.) Humboldt hat sich an anderen Stellen in anderem Sinne über diese Pronomina ausgesprochen. (vgl. z. B. a. a. O. S. 2. ff.) Ich meine aber, die oben angeführte Aeusserung enthält gerade den Gedanken, der sich aus meiner Darstellung ergeben muss. Nur aus der ursprünglichen Ortsbedeutung lassen sich jene von Humboldt mit Recht geforderten Eigenschaften des „ich“ und „du“ ableiten; sie ergeben sich aus der Ortsbedeutung eigentlich von selbst. Niemand ausser dem Redenden kann „ich“, niemand ausser dem Angeredeten kann „du“ sein, aber sobald der Redende und Angeredete einander gegenüber treten muss der eine „ich“, der andere „du“ sein. In Platos Kratylos beweist Sokrates, dass die Worte ursprünglich nur Gattungen, nicht Individuen bezeichnen. „Ich“ und „du“ müssen davon ausgenommen werden; sie bezeichnen nur Individuen, denn das „ich“ hat neben sich kein zweites, ebenso wenig das „du“. „Ich“ und „du“ entstehen nur im Augenblick der Anrede, sie haben nur Gültigkeit vom subjektiven Standpunkte des Redenden aus.<sup>6)</sup>

Jede räumliche Entfernung zwischen zwei Punkten lässt sich auf doppelte Weise bemessen, je nachdem einer der beiden Punkte zum Ausgangspunkt gewählt wird. In den meisten Sprachen bildet die Person des Redenden den Ausgangspunkt; es giebt aber auch Beispiele für den entgegengesetzten Prozess. So unterscheidet die Wolofsprache ein man ma „ich“ (fern vom Angeredeten) von man mi „ich“ (in der Nähe des Angeredeten) und von man mu „ich“ (in unmittelbarer Nähe des Angeredeten.) (vgl. Fr. Müller I<sup>2</sup> S. 90.) Aus der ursprünglichen Bedeutung der Pronomina als Ortsadverbia folgt aber auch, dass diese Worte ursprünglich sowohl in subjektivem als objektivem Sinne verwandt werden können; ja die Annahme liegt nahe, dass der Redende im Augenblick des Sprechens sich seiner selbst als des ihm nächsten Objektes bewusst wurde. Ich erinnere nur an das sanskritische *ayan janas* „diese Person“, das häufig für „ich“ eintritt. Selbst auf einer hohen Entwicklungsstufe der Sprachen scheint diese Auffassung noch häufig genug vorzuliegen. Wenn Bragi (Edda Saem. 61a. vgl. J. Grimm. D. Gr. IV. S. 294) sagt: *mar ok mæki gef ec þer mins fiar, ok bætir þer svá baugi Bragi* „Ross und Schwert gebe ich dir aus meinem Schatze und so büsst dir Busse Bragi“ d. h. „so gebe ich dir Busse“, so geht daraus hervor, dass Bragi sich, den Redenden selbst als Objekt betrachtet. Ausdrücke wie fr. *c'est moi*, dän. *det er mig* (wofür die ältere dänische Bibelübers. noch „det er jeg“ hat) engl. *it's me* (Storm. engl. Phil. 207) dagegen sind auf das Bestreben nah einer Einschränkung der Formen zurück zu führen. Noiré sagt a. a. O. S. 91. „So unmöglich es uns auch heute scheinen mag, ohne das ich und du zu denken und zu sprechen, so beweist doch schon einfache Beobachtung der kindlichen Sprachentwicklung, dass die objektive Auffassung der eigenen Person dem Subjektivismus in der Sprache voraus geht“.

In den idg. Sprachen bezeichnet das Suffix -mi den Platz des Redenden, das unmittelbar nächste „hier“ und damit diesen selbst. Tuda-mi ist mithin gleich „schlagen-hier“, mit einem Fingerzeige des Redenden auf sich selbst, d. h. „ich, der Redende, schlage“. Bopp (vgl. Gr. II<sup>2</sup> S. 111. Anm.) deutet dies Suffix schon auf den Ort und glaubt es in den Pronominalformen des Akkus. (und Nom.) von idam „dieser“ (nahe), in Formen wie i-mam, i-mān u. s. w. wiederzufinden. (vgl. auch Pott. idg. Pron. a. a. O. S. 78.) Dies scheint mir nicht unmöglich, zumal es zweifellos ist, dass gerade in diesem Pronomen eine Mischung sehr verschiedener, uralter Stämme, mit ursprünglich verschiedener Bedeutung stattgefunden hat. Ja noch in der klassischen Periode des Sanskrit zeigen sich merkwürdige Uebereinstimmungen mancher Formen dieses Pronomens mit solchen der I. Person (vgl. abl. s. asmāt mit I pl. abl. asmat.)

Die Bezeichnungen der drei Personen am Verbum stellten also ursprünglich Raumverhältnisse dar, und die Ausdrücke für dieselben traten dann infolge eines allmählichen Bedeutungswandels schliesslich zur Bezeichnung der an den Orten befindlichen Personen ein, die als Subjekte zu der im Verbum (Prädikat) ausgedrückten Thätigkeit angesehen werden sollten.

Aus der ursprünglichen Ortsbedeutung erklärt sich, wie ich schon erwähnte, aber auch der Gebrauch dieser Formen zur Bezeichnung des Objekts. Neben „schlagen-hier“, „schlagen-da“, „schlagen-dort“ = ich schlage, du schlägst, er schlägt, konnten diese Formen auch in der Verbindung „schlagen-dort hier“ d. h. „er schlägt mich“ gebraucht werden. Während die Suffixe als Bezeichnung des Subjektes der Thätigkeit mit dem Verbum verschmolzen, wurden sie, sobald sie das Objekt der Thätigkeit bezeichneten, zum Unterschiede von jenen vom Verbum losgelöst, und da sie nun allein standen, verstärkt. So entstanden aus -mi, -si, -ti zunächst die vom Verbum losgelösten Objektformen mā, sā, tā. Sā wurde später (vgl. oben) mit tva aus einem Ortsadverb tū (vgl. abulg. tou) vertauscht; tva ist eine spezifisch arische Bildung (vgl. ai. tvam. ap. tūvam, tūm, Gaṇadialekt tūēm: Bartholomae. Altiran-Dial. S. 109,) während die europäischen Formen den Stamm tu voraussetzen. (vgl. Paul. Grundriss d. germ. Phil. S. 394.) Dagegen tā hat sich im Nominativ und Akkusativ pl. des Neutrums tā-ni erhalten. Die Bildung der Neutra pl. auf -ni ist bekanntlich spezifisch indisch. Das Neutrum als Genus fällt aber ursprünglich mit dem Akkus. als der Bezeichnung der Sache zusammen. (Fr. Müller I<sup>1</sup> S. 118).

Das pronominale Subjekt wird in allen Sprachen, in denen die Personen durch die Flexionsform des Verbuns lautlich deutlich von einander geschieden sind, selten, und zwar gewöhnlich nur dann, wenn ein besonderer Nachdruck darauf liegt, daneben selbständig ausgedrückt. (vgl. J. Grimm. D. Gr. IV. 201.) Das Objekt hingegen kommt in pronominaler Form auch dort überall zur Verwendung, wo die Wiederholung des Nomens schleppend sein würde. Hieraus nun erklärt sich, wie ich meine, die Uebereinstimmung der Personalendungen des Verbs mit den Objektformen der Pronomina, namentlich in der I. Person. (vgl. Pott. Idg. Pron. Z. f. d. d. M. G. Bd. 33. S. 37.) Als dann in der Folge auch andere Beziehungsverhältnisse in der Sprache zum Ausdruck gelangten, — und diese sind ursprünglich viel mannigfaltiger, als uns die im Deklinationschema erhaltenen Formen vermuten lassen, (vgl. Bréal. Mém. d. l. soc. d. Ling. d. P: Tome III p. 322 ff) —, wurden von diesem Objektskasus aus alle anderen Kasus obliqui gebildet. Dass diese in der Form von den entsprechenden Kasus der Nomina vielfach abweichen, hat seinen Grund zum Teil in der allmählichen Verschmelzung mehrerer ursprünglich vorhandenen selbständigen Stämme und Formen zur Ortsbezeichnung zu einer einzigen, die schliesslich den Sieg über die anderen davon trug. Abel Bergaigne vergleicht (Essai sur l. constr. gramm. considérée dans s. dével. hist. ect. Mém. d. l. s. d. l. d. P. IV. p. 7.) das Wachstum der Sprachen in dieser Hinsicht sehr treffend mit dem eines

Baumes. Er sagt: „La langue nous apparaît comme un arbre où les branches nouvelles ne poussent pas à la place des branches mortes, mais où au contraire la multiplication des rameaux supérieurs étouffe peu à peu les rameaux inférieurs“. (vgl. auch Benfey. Gött. Nachr. 1878. S. 188.) Jedenfalls scheint mir die Herleitung der Objektformen aus den Verbalendungen, und dieser wieder aus Ortsadverbien in der oben dargestellten Weise unter allen Erklärungsversuchen derjenige zu sein, welcher weder formell noch inhaltlich auf wesentliche Schwierigkeiten stösst. Man muss dabei auch bedenken, dass alle Sprachschöpfung vom Satze und nicht vom Worte ausgegangen ist; der einfachste Satz besteht aber aus Prädikat + Subjekt, — und auf einer ferneren Stufe + Objekt.

In manchen Sprachen ist der Gegensatz zwischen den drei Personen (Orten) symbolisch durch den Wechsel von Vokalen oder Konsonanten ausgedrückt. Ich erwähne nur einzelne Fälle dieser Art. Sumale (Afrika) I. ni II. ño III. ñu. Kunama. (Afrika) I. abá II. ena III. unu (letzteres für inu wie die Possessivpräfixe I. a- II. e- III. i- beweisen.) Il-Oigob (Afrika) beim Verbum šam „lieben“ I. a-šam. II. i-šam III. e-šam. (Vgl. über derartige Lautsymbolik noch Pott. Das idg. Pronomen. Z. d. d. Morgenl. Gesellsch. Bd. 33. S. 5 ff.) Dass in den indogermanischen Endungen -mi, -si, -ti die Konsonanten gleiche Funktion haben, — so dass -si mit dem oben erwähnten sa (Nebstamm von tad) zusammen hänge und erst bei der Trennung dieser Suffixe vom Verbum tva (s. später) dafür eingetreten wäre, — scheint mir nicht zweifelhaft. Derartige Gegensätze der Konsonanten weisen noch viele Sprachen auf. vgl. Jukagirisch I. mot II. tät. Finnisch I. mina II. sinä. Lappisch I. mon II. ton. Mandžu I. bi II. si. Tungusisch I. bi II. ši. Kafir I. mina II. wēna. Baskisch I. ni II. hi. Hausa I. na II. ka u. s. w.

Die losgelösten pronominalen Subjektformen gehören jedenfalls einer späteren Entwicklungsstufe an. Das Pronomen der I. Person nimmt in den idg. Sprachen eine ganz besondere Stelle ein. Baunack a. a. O. S. 2 findet überhaupt keinen Zusammenhang zwischen ihm und den Objektformen, während andere (Pott, Benfey, Schleicher u. s. w.) denselben annehmen. Jedenfalls ist die Pott'sche Erklärung des Wortes agham oder aham als „ich, der Sprecher“ zurückzuweisen. Ich erinnere hierbei an die landläufige Etymologie des Wortes „Mann“ von der Wurzel man „denken“. (vgl. Kluge s. v. Mann.) Wir dürfen unsere heutigen Ansichten von menschlicher Würde nicht in jene Urzeit hineintragen, in der Worte wie „Mann“ entstanden. So philosophisch und egoistisch dachte das damalige Zeitalter noch nicht. (vgl. das oben über paçu Gesagte.) Ich würde die Wurzel „man“ eher von diesem Suffix der ersten Person -mi, losgelöst -ma ableiten, das zunächst den Sprechenden *ματ' ἐξοχίρ* bezeichnete, später aber auf höherer Entwicklungsstufe, in die allgemeinere Bedeutung „Mann“ und dann „meinen, denken“, als des besonderen Merkmals des Menschen vor den Tieren, überging. Als idg. Grundform dieses Pronomens (Nom.) wird heute egom angesehen. (vgl. Paul. Grdr. d. d. Phil. S. 394, ferner Brugmann. Grdr. d. vgl. Gramm. I. S. 349. 15. Baunack. a. a. O. S. 5. Fr. Müller III<sup>2</sup> 573.) Mir scheint die Erklärung Benfey's (Vollst. Gramm. der Sscr. Sprache § 773. 1.) am annehmbarsten, welcher glaubt, dass die Form ursprünglich magam gelautet und das anlautende m verloren habe; gam = ga-m (spezifisch indisch ist a-ham) erklärt er dann aus der Partikel gha „eben, gerade, quidem“ (Capeller. Sscr. Wörterbuch s. v. gha), die sich als gr. — γε in *ἐγως* wiederfindet und zur Verstärkung dient.

Zunächst müssen wir jetzt einen Blick auf das Geschlecht dieser Pronomina werfen. Während das Pron. der dritten Person überall an der Geschlechtsbezeichnung der Substantiva teilgenommen hat, (s. oben,) haben nur einzelne Sprachen die zweite Person geschlechtlich geschieden, keine die erste. In den semitischen und manchen anderen Sprachen ist die Spaltung der zweiten Person nach den Geschlechtern gewöhnlich.<sup>7)</sup> An dem ausserhalb des Redenden stehenden „du“

konnte das Geschlecht ebenso leicht unterschieden werden, wie bei den Bezeichnungen der dritten Person. Wahrscheinlich ist diese Unterscheidung vom Pronomen der III. Person in das der zweiten eingedrungen; das beweisen in den semitischen Sprachen die Endungen; vgl. hebr. II. f. 'atti für 'att mit hi' (III. f.) desgl. II. f. 'atten ('attenah) mit III. hēn (hennah). In den idg. Sprachen ist diese Scheidung sowohl bei der I. als II. Person unbekannt. Die Stelle im Yayurveda 11,47 wo yushmās mit der Femininendung in Beziehung auf ein Fem. vorkommt (nach Benfey Gramm. S. 331. Anm. 7), beruht vielleicht auf Textverderbnis. Der Redende betrachtete sich als Subjekt oder Objekt wohl als Menschen, als den auf dem ihm nächsten Platze befindlichen; ihm lag aber die Unterscheidung des Geschlechtes an der eigenen Person jedenfalls fern, da die Situation der Anschauung, keinen Zweifel gestattete.

Es bleibt nun ferner die Frage zu beantworten: „Wie hat sich aus den so gewonnenen Singularen der Pronomina die Pluralbildung vollzogen? Konnte die Pluralbildung dieser Worte jener der Substantiva gleich sein?“

Wir haben früher schon gesehen, dass in einzelnen Sprachen unzweifelhaft wirkliche Substantiva die Stelle der Pronomina vertreten; diese Fälle sind natürlich hier ausgeschlossen. Wir verfolgen die Pluralbildung auch nicht weiter an der Hand der Verbalformen, die sich, wie es scheint, selbständig neben den losgelösten Formen entwickelt haben.

In den meisten Sprachen der Erde haben die Pronomina in der Bildung der Numeri nichts mit der Formenbildung der Substantiva gemein, selbst da, wo die Art des Umwandlungsprozesses des Singulars in den Plural auf derselben Bildungsweise beruht. Wir treffen manche der auf S. 9 verzeichneten Arten der Pluralbildung auch hier wieder, aber die zur Verwendung kommenden Elemente sind von den in Verbindung mit dem Nomen vorkommenden stets verschieden. Ausser manchen anderen neuen Erscheinungen bemerken wir häufig Verwendung verschiedener Stämme in beiden Numeri. Ein kurzer Ueberblick über die verschiedenen Bildungsarten möge hier genügen. Beide Numeri sind gleich z. B. im Irokesischen I. ii II. ise; ebenso im Tscherokesischen I. ayō II. nihi. Die Umwandlung durch Suffixe (die aber, ich wiederhole es, von den beim Subst. verwandten verschieden sind) findet statt im Hyrkanischen (Kaukasus) Is. nu pl. nuša II. hu pl. huša. Kottisch Is. ai pl. ajoñ. II. au pl. auoñ. Magyarisch Is. én (= men) pl. mink II. te pl. tik. Auf Umwandlung der Konsonanten oder Vokale (vgl. S. 9 IIa) beruhen Bildungen wie Khasia (Hinterindien) Is. na pl. ni II. pha pl. phi. Auch die uralischen und altaischen Völker bedienen sich fast ausschliesslich dieser Art der Pluralbildung. vgl. Finnisch Is. minä pl. me II. sinä pl. te. Lappisch Is. mon pl. mi II. ton pl. ti. Mandžu Is. bi pl. be II. si pl. sue. Tungusisch Is. bi pl. bū II. ši pl. šü. Türkisch Is. men (ben) pl. biz II. sen pl. siz. Baskisch Is. ni pl. gu II. hi pl. su. Hausa (Afrika) Is. na pl. mü II. ka pl. kù. Kafir Is. mina pl. tina II. wēna pl. nina. Die dritte Person bildet den Plural meistens nach Art der Substantiva. Sollte nicht die III Plur. des idg. Verbuns z. B. bhavanti ursprünglich identisch sein mit den starken Stämmen des Participiums, so dass wir in bhavanti ebenso eine Partizipialform zu erkennen hätten wie im lat. legimini = *λεγόμενοι*?

Reduplikation ist beim Pronomen selten; mit gleichzeitiger Verschiedenheit der Stämme findet sie sich z. B. im Suaheli Is. mimi pl. suisui II. wewe pl. nuinui. Auch in den semitischen Sprachen liegt wohl in der I pl. Reduplikation vor. Stade (a. a. O. § 179, 6) leitet 'anahnū aus ursprünglich 'anakū-nākū ab. Näherliegend scheint mir die Entstehung dieser Form aus 'anakū-'anū. Wenngleich 'anū nur einmal Jerem. 42,6 im Ketib vorkommt, so ist an einem ausgedehnten Gebrauch desselben in einer älteren Sprachperiode deshalb nicht zu zweifeln, weil aus dieser

Form allein die Suffixe der I pl. Verbi und Nominis erklärt werden können. Ob das Alt-Aegyptische *anon* auch hierher zu ziehen sei, ist schwer zu entscheiden; jedenfalls lässt sich an der Verwandtschaft der Singulare Altägypt. *annuk*. Kopt. *anok*. Tamašeq. *nek* mit 'anōkhi und andererseits Somali *an*, *ani*. Galla. *ani*. Dankali *anu* mit Hebr. 'ani. Arab. 'anā wohl kaum zweifeln. Dem ägypt. Plural *anon* müsste dann eine Singularform *anu* zu Grunde liegen, die durch *anu-anu* zu *anonu* bzw. *anon* geworden wäre.<sup>8)</sup>

Für die Verwendung verschiedener Stämme im Singular und Plural mag uns das Indogermanische als Beispiel dienen. Im ai. stehen sich die Formen Is. *aham* pl. *vayam* II. *tvam* pl. *yūyam* als Nominative gegenüber. Unter den mannigfachen Versuchen, diese Formen lautlich in direkte Abhängigkeit von einander zu bringen, scheint mir, soweit ich es übersehen kann, kein einziger überzeugend. Gerade in der Flexion des Plurals dieser Pronomina haben sich Mischungen ursprünglich verschiedener Stämme vollzogen, als deren Haupttypen im Sanskrit etwa die Formen *vayam*, *yūyam*, *asmat*, *yushmat*, *nas*, *vas* anzusehen sind. Der Formenwechsel beschränkt sich hier, wie mir scheint, nicht auf die Person. Die tonlosen Pluralformen der Kasus obliqui *nas* und *vas* sind zunächst nach dem Muster der Nominalflexion gebildet; ihnen entsprechen die lat. Nominative *nos*, *vos*, gr. *ἡμεῖς*, und die Adjektive *nos-ter*, *vos-ter*. Lat. Nom. *nos*, *vos*, verhält sich also zu ai. Nom. *vayam*, *yūyam* wie nfr. Nom. (betont) *moi*, *toi* zu lat. Nom. *ego*, *tu*. Mit *vas* hängt meiner Ansicht nach aber auch *vayam* zusammen. Diese letztere Form gründet sich nach Baunack (a. a. O. S. 6.) auf einen jotazirten Nominativ *va-i* (wie *yūyam* auf *yu-i*), und *va-i* verhält sich zu *va-s*, wie gr. *ἴπποι*: ai. *açvā-s*. Merkwürdig und wichtig ist es dabei vor allen Dingen, dass derselbe Stamm *va* einmal zur Bezeichnung des Plurals der ersten Person in *va-i-am* = *vayam*, das andere Mal zur Bezeichnung der II pl. in *va-s* Verwendung gefunden hat. Sollte hier nicht ursprünglich dieselbe Anschauung vorauszusetzen sein, die ich schon früher (S. 13.) bei Besprechung der Pronominalstämme des Nama erwähnte, so dass der Namaform I *ti-* die Sanskritform *ma-*, der Namaform *sa-* die Sanskritform *va-* entspräche? Dann würde ai. *vas* (in verstärkter Form *vayam* nach Analogie von *aham*, *ayam*, ect) lat. *vos*. urgermanisch *wi* (got. *weis*. an. *vér*. ahd. *wir*) altsl. *vŭ* die dem Redenden zunächst stehenden Personen sowohl als „wir“ und „ihr“ bezeichnen, gerade so wie Nama. *sagye*, *sagum* „wir“ und *sago* „ihr“. Die Form *nas* hängt durch ein urspr. sonantisches *ṇ*, also *ṇs* vielleicht mit dem Singularstamme *ma* zusammen. Ob *yūyam* über *duyam*, *tuyam* mit *tvam* zusammenhängt wie Benfey (Sscr. Gramm. § 773, 2.) meint, und ob dabei eine Vermischung mit dem Zahlwort *dvi* eingetreten ist, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls hängt mit *yūyam* die Form *yushmat* (sowie die übrigen Kasus obliqui) zusammen. Nach Analogie von *aham* = *magam* deute ich *asmat* als ursprünglich *masmat*, (ebenso die übr. Kas. obl.) Mit dieser Form hängen dann die gr. Formen *ἄμμε*, *ἔμμε* zusammen, (= *ἄσμε*, *ἔσμε*) ebenso mit nominaler Flexion ion-att. *ἡμεῖς*, *ἰμεῖς*. Eine Zusammenstellung der verschiedenen Stämme der idg. Personalpronomina würde demnach folgendes Bild ergeben.

Is. *ma*. I pl. *ma* (daraus *ṇ-*) *mā-sma*.

II. (sa) *tva*. II pl. *yu*; *yu-sma*.

I und II pl. *va*.

Das zweite Element in *ma-sma*, *yu-sma* ist doch wohl nichts anderes als der dem ai. adv. (Instr.) *smat* „zusammen, zugleich, mit, samt“ zu Grunde liegende Stamm *sma*. Wenn sich demnach die Pluralformen der I. Person durch die Stämme *masma* und *ṇ* (= *ma*) auf den Singularstamm der Kasus obliqui zurückführen lassen, so haben wir in den Pluralformen, die auf den Stamm *masma* zurückgehen, nichts anderes zu erkennen, als einen Ausdruck *ma* für den Redenden, der

durch Hinzufügung von *sma*, unter gleichzeitigem Zeigen mit der Hand, auf die Nächststehenden ausgedehnt wird, mit der Bedeutung „ich und die durch meine Handbewegung bezeichneten; wir zusammen“. Während hier das „ich“ in den Vordergrund tritt, würde in dem Ausdruck *vayam* (Nom.) das „ihr, die ihr mir die Allernächsten seid“ den Nachdruck besitzen; und zu diesen „ihr“ rechnet sich dann der Redende auch, so dass wir auf einem anderen Wege in Folge einer anderen Anschauung, auch hier zu einem „wir“ gelangen.<sup>9)</sup> Auf keinen Fall dürfen wir die sogenannten Pluralformen dieser Pronomina auch der Form nach als Plurale zu den Singularen auffassen, denn die Pluralformen sind vielfach mit denselben Suffixen gebildet, die wir im Singular finden. Die Pluralbedeutung und Bezeichnung liegt hier nicht in den Endungen sondern in den Stämmen. In den neuindischen Dialekten sind vielfach die Stämme der Kasus obl. an Stelle des Nominativ getreten, so dass nun der ursprüngliche Gegensatz aufgehoben ist, vgl. Oriya. Is. nom. mu. akkus. mō. Bengals Is. n. mui. akkus. mō. Zigeunerisch. Is. n. me. akkus. mán. Nepali: beide Formen ma. Auch im Plural ist die Form *vayam* aus dem Nominativ überall verschwunden und der Stamm *asma* an deren Stelle getreten. Desgleichen ist die Nominativform *yūyam* in der II. Pluralis in allen neuindischen Dialekten, vom Stamme *tu* vollständig verdrängt (vgl. Beames. Comp. Gram. of the modern Aryan Languages of India. II. 302, 309).

Es ist eine bekannte Thatsache, dass die sogenannten Kasus der Nomina in allen Sprachen auf Verschmelzung des Nominalstammes mit Ortsbezeichnungen beruhen. In unseren idg. Sprachen hat sich der ursprüngliche Reichtum an solchen Formen infolge einer weisen Oekonomie durch Ausscheidung des Ueberflüssigen, durch Zusammenwerfen von Formen, die in ihrer Bedeutung nicht sehr verschieden waren, durch Vertauschung und Formenangleichung sehr verringert. Die uralischen Sprachen sind besonders reich an so gebildeten Formen, deren Elemente allerdings nicht, wie in den idg. Sprachen, unlöslich verwachsen sind. Klar und bestimmt liegt in ihnen noch überall die Beziehung auf den Ort vor. In den finnischen Formen: Inessiv: *puu-ssa* in dem Baume. Elativ: *puu-sta* aus d. B. Illativ: *puu-hun* in d. B. Adessiv. *puu-lla* bei d. B. Ablativ: *puu-lta* von d. B. Allativ: *puu-lle* an den B. Abessiv *puu-tta*. ohne d. B. Translativ. *puu-ksi* zu d. B. u. s. w. (vgl. Kockström, Gramm. d. finn. Sprache, S. 14) kommen nur Ortsverhältnisse zum Ausdruck. In den idg. Sprachen können wir noch das Absterben des Lokotiv, des Instrumental und des Ablativ beobachten. Präpositionen, Worte derselben Klasse, die ursprünglich dem Stamme zur Bildung der Kasus enklitisch suffigiert wurden, treten nun losgelöst vor dem Worte für die absterbenden Endungen ein. Stimmt nicht der Prozess, den wir oben in der Ausbildung der Pronomina am Verbum zu erkennen glaubten, mit diesem hier merkwürdig überein? Sollte nicht die Thätigkeit ursprünglich lokalisiert gedacht und darnach in ihren Beziehungen zum Subjekt und Objekt örtlich unterschieden worden sein, wie das Gethane, das Resultat der Handlung, der Gegenstand, jedes Objekt ausserhalb des Menschen in seinen verschiedenen Beziehungen zu ihm selbst und zu anderen Objekten? Ein Zusammenhang der Pronominalstämme mit den Präpositionen wird fast von allen Sprachforschern als vorhanden angenommen. Nur wenn wir beide Klassen von Worten als ursprüngliche Ortsbezeichnungen auffassen, lässt sich ihr enger Zusammenhang verstehen. Auch der Bedeutungswandel dieser sogenannten Formworte und Wurzeln lässt sich einzig und allein aus dieser Voraussetzung erklären. Nicht nur Dinge und Thätigkeiten wurden durch den Gesichtssinn wahrgenommen, sondern auch die mannigfachen Beziehungen derselben zu einander und zum Menschen durch die Anschauung des Raumes, der Entfernung von einander, des Ortes, wo sie sich befanden. Mir scheint demnach die Annahme berechtigt, die sogenannten Formwurzeln ausnahmslos als ursprüngliche Ortsbezeichnungen zu betrachten. „Eine Lichtschöpfung ist die Sprache.“

Es bleibt mir nun noch übrig auf die inneren Gründe aufmerksam zu machen, weshalb der Plural der Pronomina personalia, namentlich derjenige des Pron. der I. Person, nicht gleichartig mit den Pluralen der Substantiva sein kann. Wir sahen schon, dass viele der sogenannten Pluralformen mit Singularsuffixen gebildet sind. Das „ich“ ist ferner, wie wir oben fanden, stets nur eins; es ist ausserdem „ich“ nur im Augenblick der Rede. Ein Plural dieses Wortes ist daher logisch nicht denkbar. Es giebt auch keine Summierung von ich + ich + ich u. s. w., auch diese ist unlogisch, und darnach sind die reduplizierten Plurale des Pronomens, die ich oben anführte, zu beurteilen. Bopp (vgl. Gramm. II, S. 108 ff.) hat diesen Gedanken schon klar ausgesprochen: „Das Ich ist eigentlich keines Plurals fähig; denn es giebt nur ein Ich, und der Begriff wir begreift mich und eine unbestimmte Zahl von anderen Individuen, wovon sogar ein jedes einer anderen Gattung angehören mag, während z. B. durch leones eine Mehrheit von Individuen dargestellt wird, wovon jedes ein Löwe ist; und ähnlich verhält es sich mit den Pluralen aller anderen Substantiva, Adjektiva und Pronomina“. Der Grund für die Unveränderlichkeit des „ich“ liegt eben darin, dass es gar keine Gattung, sondern nur ein Individuum und zwar stets nur ein ganz bestimmtes, den Redenden von seinem subjektiven Standpunkte aus bezeichnet; und der Redende in diesem Sinne ist immer nur einer. Die Pluralbildung des Pronomens „ich“ beruht daher stets auf einem Kompromiss zwischen dem Redenden selbst und denen, deren Ansicht er vertritt, die ihm räumlich zunächst stehen. Aus diesem Gesichtspunkte ist auch die gerade beim Pronomen so häufige Bildung des Duals und Trials zu verstehen, die sich weder beim Substantivum noch beim Verbum so häufig vollzogen, noch so lange in den einzelnen Sprachen unversehrt erhalten hat als hier. Auch die Scheidung eines inklusiven und exklusiven Plurals, die nur bei der I. Person vorkommt, findet, wie ich meine, in der ursprünglichen Identität der Pronomina und Ortsbezeichnungen die einzig genügende Erklärung. Beim „du“ ist der Plural vielfach aus dem Singular gebildet. „Du“ und mehrere andere „du“ lassen sich summieren; sie werden vom Redenden zusammengefasst als Angeredete, ihm gleich nahe Gegenüberstehende, qualitativ Gleiche, deren Qualität eben das Angeredetsein und nichts anderes ist.

Aus der ganzen Darstellung wird sich, wie ich hoffe, ergeben haben, dass die Pronomina keine vorsündfluthlichen Reste der Sprache sind, wie Bopp (vgl. Zerglieder. d. Sscr. Abh. d. K. A. d. Wissensch., Berlin 1829) meint, dass sie nicht älter als Verbum und Nomen sein können, sondern sich erst in späterer Zeit am Verbum entwickelt haben.<sup>10)</sup> Dass in ihnen, trotz aller Wandlungen um sie her, ein gut Teil uralten Sprachgutes erhalten ist, lässt sich nicht leugnen. In unausgesetztem Gebrauche von Geschlecht zu Geschlecht wandernd, niemals in Vergessenheit oder ausser Gebrauch gerathend, haben sie sich zwar unzählige Neuerungen einverleibt; der alte Kern hat aber selbst die wildesten Stürme der Weltgeschichte überdauert, und ihr inniger Zusammenhang in den Grundzügen ist noch heute nach einer Trennung der indogermanischen Völker von Jahrtausenden unverkennbar.



## Anmerkungen.

1) Als wertvolle Untersuchungen über einzelne ferner liegende Sprachen seien hier erwähnt. H. Steinthal. Die Mande-Neger-Sprachen psych. u. phon. betrachtet. Berlin 1867. R. Lepsius, nubische Gramm. Berlin 1880. Die verschiedenen Arbeiten L. Radloff's und O. Donner's über die ural-altaischen Sprachen. W. H. J. Bleek, A comparative grammar of South-African languages. London 1862—69.

2) Sehr lesenswert ist die Abhandlung von Kleinpaul: Zur Theorie der Geberdensprache, in Z. f. V. und Sprachwissenschaft, Bd. VI, 353—75. — „Im Indogermanischen hängen „das Gewahrmachen“ durch „Zeigen“ und „Sprechen“ (gewissermassen durch Laut und Gebärde) die Wörter für die Begriffe „scheinen, zeigen, sprechen“ aufs engste zusammen, vgl. Sscr. khyā schauen und sprechen; caksh „sehen und sagen“ lat. die (z. B. in dic-are, in-dic-are, ju-dic-are) = gr. δειξ sscr. diç u. s. w. = zeigen und in die = deic, sagen. Benfey. Gött. Nachr. 1878 S. 166.“

3) Genau derselbe Gebrauch des Pronomens liegt im Aethiopischen vor, z. B. wa-yenaded dabr-ū, nicht „es brannte sein Berg“, sondern „Berg-er“, vgl. Fr. Müller III<sup>2</sup>, 361.

4) Ich habe oben angedeutet, dass eine Spezialisierung der Ortsbezeichnungen sich wohl zuerst im Bereiche der III. Person vollzogen habe. Ich hatte dabei die Verschiedenheit der Stämme in Worten wie hic, ille, iste u. s. w. im Sinne. Beim Verbum scheint in vielen Sprachen die erste und dritte Person sing. urspr. der Stammform noch gleich geblieben zu sein, während die zweite schon ein Suffix angenommen hatte. Das erklärt sich aus der Anrede, vgl. z. B. Jenissei-Ostjakisch. Praes. s. I. u. III. da-gafuot. II. ka-gafuot. Praet. I. u. III. da-gorfuot II. ka-gorfuot; ebenso auch im Plural. Dasselbe Eigentümlichkeit zeigt sich auch in vielen nordafrikanischen Sprachen, z. B. Dinka I. u. III. diga „legen“ II. digta. Dankali I. u. III. yaba „sprechen“ II. yabta; auch in Galla und Saho findet sich dies. In den idg. Sprachen liegt ein Beispiel hierfür nur vor im Sing. des Perfekts, vgl. ai. I. u. III. tutōda. „stossen“, II. tutōditha, desgl. im Medium. In manchen neueren Sprachen, in denen infolge des Formenverfalls die Hinzufügung des Pronomens zur Verbalform im Interesse der Deutlichkeit notwendig und Gesetz geworden ist, tritt doch manchmal Auslassung des Pronomens ein, namentlich in launiger oder erregter Darstellung. In Beispielen wie: „Komme in den Wald — sehe den Baum vor mir“ u. s. w. ist die erste Person trotz des Mangels des Pronomens noch an der Flexion kenntlich. Wenn wir das Beispiel aber ins Imperfectum übertragen, so fällt auch im Deutschen die erste und dritte Person zusammen. Zahlreiche Beispiele dieser Art finden sich in Sealsfield's „Kajütenbuch“. Ein Beispiel aus dem Englischen will ich hier anführen: Braddon: Only a Clod. Tauchn. ed. II, S. 108: Didn't expect to see me yet awhile, did you, old boy? Been travelling all night, and feel as if my bones were not so much bones as rheumatism . . . . Came over in the Baron Osy . . . . .

5) Vgl. v. d. Gabelentz. Z. f. V. u. Spr. VIII, 304.

6) Vgl. damit die rein philosophische Herleitung und Erklärung des „ich“ bei Gerber: Die Sprache und das Erkennen. S. 148 ff.

7) „Dans l'arabe vulgaire la distinction entre les genres a presque disparu; les formes (du pronom) masculines „kum et hu“ s'emploient pour le féminin aussi souvent que pour le masculin.“ Maspéro. Pron. égypt. in. Mém. d. l. soc. d. ling. d. Paris II (1875), p. 3.

8) C. Abel. Verh. d. Berl. Ges. f. Anthr. Ethnol. u. Urgesch. 1887, S. 194, leitet das ägyptische Pron. pers. Is. ab von der Wurzel „nek.“ „niederhauen,“ die in der Variationform nex-y „alt“ und — nach dem Gesetze des Gegensinnes — auch „jung“ heisst und schliesslich in der Form a-nah, a-nex einfach „leben“ besagt. „Wahrscheinlich gehen wir nicht fehl, wenn wir die Hypothese von der Sonderentstehung der Pronominalwurzeln ignorierend, als die letzte Blüte unserer Wurzel nek, a-nk, n-nk, a-n-nk „ich“ ansehen. „Ich“ bin mir der wichtigste Lebendige, der Mensch par excellence für mich, der ich mich so nenne.“

9) Vgl. Bopp. Vgl. Gramm. II<sup>2</sup>, 109.

10) Vgl. Leskien. Die Dekl. im Slavo-Lit. u. Germ. S. 138.

### Abkürzungen und Zeichenerklärung.

<p>ahd. althochdeutsch. an. altnordisch. afr. altfranzösisch. ai. altindisch. altsl. altslavisch. fr. französisch. got. gotisch. idg. indogermanisch. lat. latein. mal. malayisch.</p>	<p>nhd. neuhochdeutsch. pl. plural. s. singular. I erste II zweite III dritte } Person.    lateraler,   dentaler Schnalzlaut (Click) der süd- afrikanischen Sprachen. (2) niederer, gleicher (natürlicher) } Ton im (4) fallender } Chinesischen.</p>
--	---